No. 38. Jahrgang IV. **Allgemeine** Berlin, 20. September 1895.

Israelitische Wochenschrift

Herausgeber: **A. Levin, Berlin.**



Bezugspreis: **vierteljährl. 2 Mk.**

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Zum Jahreswechsel.

Wie doch das alte Jahr, einem lebensmüden Greise gleich, dem Verscheiden entgegen wankt! Müde ist der Sonne brechender Blick, müde ist der Erde verrieselnde Kraft! Vom feuchten Herbstnebel angefröstelt, verfärben sich Laub und Wiese, und alles scheint so ruhebedürftig und abgespannt — als hätte es nur den einen Wunsch: — zu schlafen und zu sterben! Es sind nichts als Sinnbilder der Vergänglichkeit, die uns umgeben und mit Trübnis uns umspinnen. Die Dekoration wäre nicht unpassend, wenn sie weiter nichts als einen Abschied zu veranschaulichen hätte, und nicht auch die Begrüßung eines neuen Jahres, das eben geboren wird. Was versinnlicht uns das Frührot der jungen Zeit, der Zukunft dämmerndes Morgengold? Darum hat aber auch das Neujahrfest einen so düster-ernsten Charakter, es ist der erste der zehn Bußtage. Wie sollte es auch anders sein? Die Erinnerungen sind von Wehmut getränkt und die Erwartungen von Furcht durchzittert. Nichts, was auch die Hoffnung weckt und den Mut zum Weiterstreben belebt. Das ginge wohl anders, wäre unser Neujahrsfest nach dem Wortlaute der Bibel in die heitere Jahreszeit versetzt, wo es, von den Bildern der Auferstehung auf Feld und Flur umlächelt, mit dem frohen Ausblick auf eine schönere Zukunft sich eröffnete. Allein die Zeitenordnung, welche ja auch den einzelnen Tag nicht mit dem Morgen, sondern mit dem vorangegangenen Abend anheben, das Jahr mit dem Herbste und Winter, statt mit Lenz und Sommer beginnen läßt, ist für die Gemütsart Israels sehr bezeichnend. Es ist das Volk, das ein behagliches Alter dem frühen Morgen vorziehet. Das ist nicht das Volk, das sich ein goldenes Zeitalter an die Spitze der Weltgeschichte und das ewig Leere, das finstere Nichts an's Ende der Tage setzen kann. „In Thränen säen und in Jubel ernten“ ist sein Wahlspruch, und indem es mit Zagen und Zittern das Neujahr antritt, huldigt es, wie kein anderes Volk, der Hoffnung und harret geduldig, ob auch diese noch so spät sich erfüllt. „Wir können warten,“ sagten sich die Juden in den Zeiten unsäglicher Bedrückung, und siehe! es war keine eitle Prahlerei. Die Juden besitzen, wie nicht wieder ein anderer Menschenstamm, die große Kunst, zu warten, und „sie konnten warten“ in Lagen, in welchen hundert anderen Nationen der Mut, fort zu existieren, nach kurzem Leben schon zusammenbrach. Sie konnten warten und ihren Messias erwarten, weil sie nicht das Leben sich dachten aus dem Schoße des Lichtes geboren zur schweigsamen Finsternis sich entwickelnd, sondern umgekehrt aus dem Kampfe und der Not zum Frieden und zur Freude anstrebend. Jüdisches Hoffen ist kein zerflatterndes Lichtgebilde, sondern ein solider Bau, der aus Erinnerungen aufgerichtet wird. Unser Neujahrstag heißt: Tag der Erinnerung — und die Erinnerung an jene leidvollen Tage, die der Geschichte angehören, drängt zur Vergleichung mit der verhältnismäßig glücklicheren Gegenwart und befestigt die Hoffnung, daß es auch fürderhin besser werden könne.

So ließe sich wohl noch weiter sinnbildern und allerlei Erbauliches an die jüdische Kalenderordnung knüpfen, wären nicht zwei Wesen vorhanden, die schnurstracks entgegengesetzter Meinung sind: Die synagogale Liturgie und das Bewußtsein der Individuen. Die Gedanken, welche in den weitaus vertönenden Partien unserer Neujahrsliturgie zum Ausdrucke gelangen, sind von niederbeugendem Inhalte. Schmerz um den erloschenen Glanz einer uralten Vergangenheit, Furcht und Bangen der Kreaturen vor dem Tage des Gerichtes und der Prüfung, pessimistische Schwermut ob der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens sprechen aus all den Liedern der synagogalen Sänger, denen man doch ein tiefes Verständnis für die Gefühle unseres Volkes nicht absprechen darf. Freilich! Sie lebten in düst'rerer Zeit als wir, sahen um sich nichts als schwer geprüfte Märtyrer des Glaubens, ein ganzes Volk gepeinigter Dulder, die täglich „wie Schafe zur Schlachtbank geführt“ wurden, und da dünkte ihnen allerdings die alte Zeit die schönere, deren Jammer der Nebel der Vergangenheit umhüllte und deren lichtere Kuppen die freundliche Legende vergoldete.

Aehnlich ist es mit dem Bewußtsein der Individuen, obwohl es nicht mit allzu langen Zeiträumen rechnet und ihm keine weitere Vergleichung als die des Heute mit dem Gestern, des vorgerückten Alters mit einer noch im frischen Angedenken stehenden Jugend nahe gelegt wird. Der einzelne Mensch, wenn ihm das Glück nicht ganz besondere Gunst erweiset, nimmt an sich nur den Rückgang an Kraft und Lebensfreude wahr und sieht mit Sehnsucht auf seinen Frühling zurück,

der unwiderbringlich hinabgesunken ist. Dem Individuum thut es wohl, sich einmal herzlich auszuweinen über sein verlorenes Paradies. Und wird diese Klage nicht gerechtfertigt durch die Ereignisse, die der Tag heranspült? Der erschwerte Kampf um das Dasein, die gesteigerte Erwerbsnot stören die Gemüter auf, — und weit und breit nichts, was dem Optimismus Nahrung liehe, selbst wenn die Anlage dazu vorhanden wäre.

Zu der Teilnahme an dem allgemeinen Jammer tritt die Sorge um den engeren Interessenkreis, eine Sorge, die in so bewegten Zeiten schwerer als sonst das Gemüt bedrückt. So erging es dem jüdischen Individuum 19 Jahrhunderte hindurch, und der blutige Kampf mit einer die Menschheit schändenden Barbarei des Mittelalters war nicht darnach angethan, in dem Rückblicke auf ein sich abschließendes Jahr Trost und Erhebung zu finden.

So hat nun das Rosch haschana des Tischrimondes einen ernsten, einen fast melancholischen Charakter angenommen, und das Mysterium eines an diesem Tage sich eröffnenden himmlischen Gerichtes war mehr als eine poetische Fiktion. Wer in Erinnerungen sich ergeht, der kann nicht umhin, in sich selbst das Tribunal zu finden, vor welches sein eigenes Leben und Wirken gezogen wird, und niemand entgeht dem peinlichen Gefühle der Reue, der unbestechlichen Erkenntnis:

„Es ließe sich alles vortrefflich schlichten
Könnte man ein Ding zweimal verrichten."

Und doch sollt' es anders sein; doch ist der jüdische Stamm mehr zum Hoffen als zur quälenden Reue beanlagt. Die ältesten Stücke unserer Neujahrs-Liturgie sind in der That voll frohen Ausblickes in die ferne Zukunft, da „die Tugend triumphieren und das Recht zum Siege gelangen werde." Möge diese Stimmung Platz greifen in den Gemütern und die Nebel der Trauer verscheuchen zu diesem Neujahrsfeste!

לשנה טובה תכתבו!

So liegen die Dinge.

Von M. A. Klausner.

Im Kommunalschulwesen der Stadt Berlin ist es in der jüngsten Zeit recht lebhaft zugegangen. Eröffnungen, die in der Stadtverordnetenversammlung gemacht wurden, und Zeitungsmitteilungen, die zuversichtlich genug lauteten, freilich der amtlichen Beglaubigung entbehrten, erweckten die dringende Vermutung, daß in der staatlichen Aufsichtsbehörde, dem Provinzial-Schulkollegium, und selbst in der maßgebenden Ministerialinstanz Anschauungen zur Herrschaft gelangt wären, die mit der seitherigen nicht eben idealen, aber wohl erträglichen Schulverwaltungspraxis brechen wollten. In den nicht gerade durch leuchtende Klarheit sich auszeichnenden, mehr lauten als erläuternden Erörterungen stellten sich die Dinge so dar, als ob ein an sich recht geringfügiges tadelnswertes Vorkommnis den Anstoß dazu gegeben hätte, die Selbstverwaltung Berlins auf dem Gebiete des Schulwesens empfindlich einzuschränken und gleichzeitig ein materiell geringwertiges, moralisch dagegen hoch zu veranschlagendes Recht der jüdischen Bevölkerung nach vieljähriger thatsächlicher Einräumung wieder zu beseitigen. Weil ein inzwischen verdienter Rüge verfallener Rektor die Taktlosigkeit gehabt, einer jüdischen Lehrerin vertretungsweise christlichen Religionsunterricht — biblische Geschichte — zu übertragen, und weil die Lehrerin diesen Auftrag nicht als ungebührlich zurückgewiesen, hätte das Provinzial-Schulkollegium nicht blos die Bestätigung der Neuanstellung einer jüdischen Lehrerin versagt, sondern den Grundsatz aufgestellt, daß jüdische Lehrerinnen überhaupt nur nach Maßgabe des Bedarfes an jüdischem Religionsunterricht fernerhin berufen werden sollten. So nachdrücklich sei dieser Grundsatz betont worden, daß der Magistrat nicht blos den Rekurs an die Ministerialinstanz in dem vorliegenden Einzelfalle „in Rücksicht auf die herrschende Strömung" als aussichtslos aufgab, sondern gleichzeitig durch Rundschreiben allen jüdischen Lehramtsanwärterinnen unter dem Ausdruck des Beileids dringend empfahl, sich einem anderen Beruf zuzuwenden, da sie in absehbarer Zeit Anstellung zu erlangen nicht hoffen dürften. Die magistratliche Aufforderung zur Resignation war nicht vergeblich. Sie mußte eindrucksvoll sein, da der Magistrat sich gewiß nicht leichten Herzens entschlossen hatte, einen Rat zu geben, durch dessen Erteilung er bekannte, daß er eine Abwendung der Härte zu erlangen nicht erwarte und nur der Form wegen Beschwerde an die Ministerialinstanz richten wolle. In der That muß der Magistrat gänzlich ohne Hoffnung sein, denn bis zur Stunde hat er sich überhaupt noch nicht beschwert! Eine Beschwerde ist nur von dem Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin auf Antrag der Repräsentantenversammlung eingegangen und würde wohl schon Bescheid gefunden haben, wenn man an zuständiger Stelle nicht auf die angekündigte Beschwerde des Magistrats wartete, um beide Beschwerden in Einem zu erledigen.

Eine weitere Mitteilung, in dem für solche Anlässe üblichen schmerzlich gedämpften Tone vorgebracht, ließ das Provinzial-Schulkollegium eine generelle Verfügung treffen, wonach jüdischen Lehrern der Unterricht in einer Reihe von Gegenständen, wie Geschichte, deutscher Aufsatz u. s. w., ferner nicht übertragen werden sollte.

Endlich sprach man von einer Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums, die den Stadtschulinspektoren in der städtischen Schuldeputation ein größeres Gewicht gab und gegenüber den Beschlüssen der städtischen Schuldeputation ihnen ein suspensives Veto einräumte. Diese Verfügung wurde als der schwerste Angriff gegen die Berliner Selbstverwaltung in Schulangelegenheiten betrachtet, ganz dazu angethan, das fernere segensreiche Wirken der Deputation unmöglich zu machen. Alle drei Verfügungen aber sah man als aus dem nämlichen Geiste der religiösen Unduldsamkeit und politischen Reaktion geboren an.

Ich glaube nicht in dem Verdachte zu stehen, daß ich religiöser Unduldsamkeit oder politischer Reaktion das Wort zu reden geneigt wäre. Ich bin aber auch nicht geneigt, mich ohne vorgängige Prüfung der Sachlage in billiger Entrüstung zu ergehen, nicht geneigt, zu verlangen, daß die geordneten Behörden meine oder anderer Personen Wünsche, so gerechtfertigt diese sein mögen, lieber zur Grundlage für ihre Verwaltung nehmen, als die bestehenden Gesetze und das geltende Recht. Ich habe deshalb an zuständiger Stelle Erkundigungen eingezogen, einmal danach, ob die erwähnten Verfügungen thatsächlich so ergangen sind, wie in der Oeffentlichkeit berichtet worden, sodann nach Veranlassung und Begründung dieser Verfügungen.

Charakter und Interessenkreis dieses Blattes veranlassen mich, das hauptsächliche Gewicht auf die Maßnahmen zu legen, die das Rechtsgebiet der Juden berühren. Ich erwähne deshalb blos flüchtig, daß die Verfügung des Provinzial

Schulkollegiums bezüglich des Stimmrechts der Stadtschulinspektoren in der städtischen Schuldeputation auf die Initiative des Berliner Magistrats selbst zurückzuführen ist, und daß die Anomalie, die in der Zuweisung des suspensiven Veto an die Schulinspektoren gegenüber den Beschlüssen der Schuldeputation liegt, aus dem Strukturfehler in der Organisation der Berliner Schulverwaltung entspringt, nach welchem nicht der Stadtschulrat, sondern der Stadtschulinspektor zum Kommissarius der staatlichen Aufsichtsbehörde, d. i. des Provinzial-Schulkollegiums, gemacht worden ist. Auch diese Struktur rührt von dem Magistrat her. Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß die staatliche Aufsichtsbehörde, wie schon in den politischen Tageszeitungen bemerkt worden, gern bereit ist, auf dem Wege freundlicher Vereinbarung Mittel zu finden, um jene Anomalie in einer alle legitimen Ansprüche befriedigenden Weise zu beseitigen.

Sehr kurz kann ich mich auch mit der angeblichen generellen Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums abfinden, die den jüdischen Lehrern den Unterricht in Geschichte, deutschem Aufsatz u. s. w. entzieht. Diese generelle Verfügung existiert gar nicht, so daß dem Magistrat erspart bleibt, sich abermals in Resignation zu üben und etwa an die jüdischen Schulamtskandidaten ein ähnliches Beileids-Rundschreiben zu erlassen, wie er es an die jüdischen Schulamts-Anwärterinnen gerichtet hat.

Bleibt somit die Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums übrig, daß jüdische Lehrerinnen in Berlin fernerhin nur soweit angestellt werden sollen, als der Bedarf des jüdischen Religionsunterrichtes an den Berliner Gemeindeschulen es erforderlich macht.

Das ist in der That eine schmerzlich auffallende Verfügung, von der ich mit Zuversicht erwarte, daß sie in der Praxis zukünftig so wenig beobachtet werden wird, wie sie bisher beobachtet worden ist. Da an dem geltenden Recht sich nichts geändert hat, so wird nichts im Wege stehen, daß die thatsächliche Uebung gleichfalls unverändert bleibt. Die seitherige Uebung muß mit dem Gesetz vereinbar gewesen sein, und deshalb muß sie auch in Zukunft mit ihm vereinbar sein. Erst in zweiter Reihe kommt die Frage, ob es angezeigt ist, unter den obwaltenden Verhältnissen den prinzipiellen Austrag einer Angelegenheit zu versuchen, die bis vor kurzem ihre thatsächliche leidlich befriedigende Erledigung gefunden. Ich verstehe recht gut, daß Repräsentantenversammlung und Vorstand der jüdischen Gemeinde in edler Aufwallung der Bedrängten in einer Beschwerde sich annahmen — hat man doch auf dieser Seite seit langen Jahren derartigen korporativen Gefühlsluxus zu zeigen sich nicht gegönnt, sondern im verschwiegenen Busen auch unter den erschwerendsten Umständen bewahrt. Ich verstehe recht gut, warum Repräsentantenversammlung und Vorstand der jüdischen Gemeinde, die seit langen Jahren jeder Verkümmerung der staatsbürgerlichen Rechte der Juden gegenüber stumm geblieben, endlich den unwiderstehlichen Drang fühlten, zu Gunsten der aus ihrem Berufe gedrängten jüdischen Schulamtsanwärterinnen einen Schritt zu thun, der in den weitesten Kreisen der Berliner Stadtverordneten auf Popularität rechnen durfte. Ich verstehe recht gut, daß Vorstand und Repräsentantenversammlung der jüdischen Gemeinde, die seit Dezennien den jüdischen Religionsunterricht verwahrlost haben, plötzlich von ritterlichem Eifer für die Lehrerinnen erfüllt waren, die nur noch des jüdischen Religionsunterrichts wegen angestellt werden sollten, für den sie — gar keine Qualifikation besitzen. Wer Kameele schluckt, hat eben zuweilen das Bedürfnis, Mücken zu seihen. Wer sich aber bescheidet, in Zeiten der Bedrängnis einen kleinen praktischen Erfolg einem pathetischen Redefeldzug vorzuziehen, dessen Lorbeeren von den Verteidigten wahrscheinlich teuer bezahlt werden müssen, der wird vielleicht der Meinung sein, daß es besser gewesen wäre, diesen Beschwerde-Feldzug nicht zu beginnen oder wenigstens vorher zu untersuchen, ob die realen Verhältnisse und die thatsächliche Rechtslage einen Erfolg versprechen. Auch ohne genaue Kenntnis dieser Rechtslage konnte man sich sagen, daß das Provinzial-Schulkollegium, an dessen Spitze ein so gemäßigter Mann wie Staatsminister Dr. von Achenbach steht, kaum Verfügungen treffen würde, die rechtlich unhaltbar wären, und ebensowenig plötzlich die Neigung bekommen hätte, in der Praxis eine Richtung einzuschlagen, die von der seither von ihm verfolgten so wesentlich abweicht.

Welches ist nun die thatsächliche Rechtslage?

Eine meines Wissens nicht veröffentliche königliche Kabinetsordre vom Jahre 1846 bestimmt, daß als konfessionelle Schulen solche Schulen zu betrachten sind, an denen Lehrer nur einer Konfession angestellt sind, und daß sie diesen Charakter durch die Anstellung von Lehrern anderer Konfession zur Erteilung des Religionsunterrichts an eine konfessionelle Minderheit von Schülern nicht verlieren sollen.

Ein aus dem Jahr 1875 datierender Erlaß des damaligen Kultusministers Dr. Falk bestimmt in Anknüpfung an diese Kabinetsordre, daß an den Berliner Gemeindeschulen die Anstellung von jüdischen Lehrkräften gestattet sein soll, soweit das Bedürfnis der Erteilung von Religionsunterricht an die jüdischen Zöglinge es erfordert.

Kabinetsordre und Erlaß bestehen noch zu Recht. Durch den Erlaß ist gesagt, daß der konfessionelle Charakter der Berliner Gemeindeschulen durch die Anstellung jüdischer Lehrkräfte innerhalb der erwähnten Bedürfnisgrenzen nicht alteriert werden soll. Die Anstellung jüdischer Lehrkräfte an den Berliner Gemeindeschulen ist im Durchschnitt noch unterhalb des Zahlen-Verhältnisses der jüdischen zu den nichtjüdischen Schulkindern erfolgt. Damit ist, nach der Meinung des Provinzial-Schulkollegiums, der konfessionelle Charakter der Anstalten gewahrt — die stiftungsmäßig konfessionellen Schulen kommen hierbei nicht in Betracht, da diese einer Charakteränderung überhaupt nicht unterliegen — und die von dem Falk'schen Erlaß für die Anstellung jüdischer Lehrkräfte vorgeschriebenen Beschränkungen bleiben bestehen.

Hiergegen wäre meines Erachtens mit Fug einzuwenden, daß zwar der Zahl nach die Berufung jüdischer Lehrkräfte sich in den gedachten Grenzen gehalten, daß aber die Bethätigung der jüdischen Lehrkräfte sich nicht auf den jüdischen Religionsunterricht beschränkt hat, daß somit an zahlreichen — nicht an allen — Berliner Gemeindeschulen jüdische Lehrkräfte für den gesamten Unterricht neben den nichtjüdischen wirken, und deshalb die Berliner Gemeindeschulen zum überwiegenden Teile den Charakter konfessioneller Schulen nach der Definition der oben inhaltlich angeführten Kabinetsordre vom Jahre 1846 gegen den Charakter paritätischer Schulen eingetauscht haben, infolge wovon der Falk'sche Erlaß vom Jahre 1875, die Anstellung jüdischer Lehrkräfte betreffend, auf sie nicht mehr anwendbar ist.

Das ist die Rechtslage.

Sie hat seither die Berufung jüdischer Lehrerinnen an die Berliner Gemeindeschulen und deren Bestätigung durch

das Provinzial-Schulkollegium gestattet. Es bestand nicht der Wunsch, die Berufungen über das Zahlenverhältnis der Schüler der verschiedenen Konfessionen hinaus zugunsten jüdischer Schulamtsanwärterinnen auszudehnen, denn man ist hinter diesem Zahlenverhältnis zurückgeblieben. Die Bestätigung durch das Provinzial-Schulkollegium ist die Regel gewesen, die durch eine vereinzelte Ausnahme nicht durchbrochen erscheint. War es nun notwendig und klug, die vereinzelte Ausnahme zum Anlaß für die Stellung der Prinzipienfrage zu machen? Und wenn man es dafür hielt, war es notwendig und klug, die Antwort des Provinzial-Schulkollegiums, die vor Anrufung der Ministerialinstanz nicht als entscheidend angesehen werden konnte, mit der Einladung an die jüdischen Schulamtsanwärterinnen zu quittieren, daß sie alle Hoffnung auf Anstellung fahren lassen sollen?

Den jüdischen Schulamtsanwärterinnen ist damit ein schlechter Dienst erwiesen worden, besonders soweit sie der Einladung Folge geleistet haben. Ich hoffe, daß es nur wenige gethan haben, und bin sicher, daß die anderen in ihrem hartnäckigen Vertrauen auf Gerechtigkeit und Billigkeit der staatlichen Aufsichtsbehörden keine Enttäuschung erfahren werden.

Da ich einmal das Wort genommen habe, über die Rechtslage jüdischer Lehramtsanwärter, die Anstellung betreffend, zu sprechen, so will ich die Gelegenheit benutzen, auch über den Erfolg meiner Bemühungen, das Recht der jüdischen Kinder auf obligatorischen Religionsunterricht in allen öffentlichen Schulen zur Anerkennung zu bringen, eine Mitteilung zu machen:

Es unterliegt staatsseitiger Prüfung, inwieweit das Gesetz vom 23. Juli 1847 über die Verhältnisse der Juden noch in Geltung, inwieweit es durch die Verfassung und spätere allgemeine Gesetze aufgehoben ist. Von dem Ergebnis dieser Prüfung, deren Abschluß bald zu erwarten ist, wird es abhängen, wem die Kosten des obligatorischen jüdischen Religionsunterrichts zuzuweisen sind, ob dem Staate, der Kommune oder der jüdischen Gemeinde. Die Anordnung obligatorischen jüdischen Religionsunterrichts — es sei auf Grund des Gesetzes vom 23. Juli 1847 oder auf Grund der Verfassung — ist beschlossene Sache.

Das ist, denke ich, zum neuen Jahr eine frohe Botschaft.

Das verlorene Paradies.

Von einem Reformrabbiner.

Ohne weitere Einleitung: Das verlorene Paradies der modernen Judenheit ist der Sabbat. Und wiederum ohne weitere Einleitung: Wie ist der Bruch im religiösen Bewußtsein der modernen Israeliten, der durch die Profanation des Sabbats, durch die systematische Verletzung eines der zehn Gebote entstanden ist, zu heilen? Diese Frage läßt sich nur versuchsweise und nur zum Teil beantworten. Zunächst ist daran zu erinnern, daß das ewige Anpreisen und Verhimmeln der Reform nicht etwa blos als eine aus den Zeitverhältnissen hervorgegangene, den Zeitumständen gemäße Form, sondern als die allein berechtigte, mustergiltige und lebensfähige Gestalt des Judentums, daß dieses ewige Anpreisen der Reform, sagen wir, die falsche, in vielen Beziehungen verhängnisvolle Vorstellung erzeugt hat, als ob wir, die sogenannten Reformer, die einzigen Vertreter und Träger der jüdischen Religion seien, daß daher, was sich an religiösen Ideen und Bräuchen bei uns nicht findet, für das Judentum überhaupt nicht vorhanden sei, für dasselbe alle Vitalität verloren habe! Die reformistisch gesinnten Israeliten bilden aber in Wahrheit selbst nach höchster Schätzung kaum den zehnten Teil der Gesamtjudenheit. Die von dieser Minderheit vertretene Richtung bildet immerhin nur eine Phase des religiösen Gesamtlebens. Man mag die Leistungen der Reform und ihre verjüngenden Kräfte so hoch als nur denkbar anschlagen; die in den Kulturländern wohnenden Israeliten mögen ihre übrigen Religionsgenossen, besonders die auf slavischem Gebiete weilenden, an allgemeiner Bildung unendlich überragen, — so macht die Minorität, falls sie sich nicht absondern und ein Ganzes für sich bilden will, doch nur einen Bruchteil des ganzen Israel aus, und ihr Geistesleben deckt sich nicht mit dem Gesamtbewußtsein der Religionsgemeinschaft.

Wir Sabbatverletzer in Deutschland und Amerika, in denen dieser Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen der Anerkennung der zehn Gebote als oberstes Sittengesetz und der Uebertretung des Sabbatgebots zu einem unheilbaren Bruch in unserem Bewußtsein geführt hat: wir sind weit davon entfernt, das gesamte Israel religiös ausschließlich zu repräsentieren, etwa weil wir an der zivilisatorischen Arbeit hochentwickelter Nationen teilzunehmen das Glück haben. Wie gedrückt, häßlich und zum Teil Mitleid erregend unsere Brüder in Rußland, Polen, Rumänien, der Türkei und Marocco infolge des mannigfaltigen Elends und Druckes sich ausnehmen möge, so lebt in jenen Juden das, was das innerste Wesen der Religion ausmacht; die innigste und selbstloseste Hingabe an Gott, die freudigste Bereitwilligkeit, das Teuerste der Heiligung seines Namens zu opfern, diese Momente des echten religiösen Bewußtseins leben in jenen verachteten Israeliten und offenbaren sich mit einer glühenden Begeisterung, die sie den Jammer des Daseins vergessen und das Leben verklären lassen. In allen diesen Manifestationen des überzeugungsstarken Gottesglaubens übertreffen und beschämen sie uns stolze Reformmenschen, die wir von den Einflüssen der modernen Kultur im Guten wie im Schlimmen so übermächtig beherrscht werden. Die Griechen der alexandrinischen Periode überragten gewiß alle früheren Zeitalter an naturwissenschaftlicher Kenntnis wie an allgemeiner Volksbildung. Dennoch war die Zeit des Aeschylos, waren die verhältnismäßig unwissenden Marathonkämpfer religiös unendlich reicher, als die gebildeten und aufgeklärten Alexandriner.

Die Reform hat das düstere Gewand, welches die bösen Geister der Verfolgung, des Hasses, des schrecklichen Druckes in der Nacht der letzten sechs Jahrhunderte gewoben, vom Judentum entfernt und es der Menschheit in seiner Lichtgestalt gezeigt. Weil sie aber rücksichtslos, plötzlich, gewaltsam, oft ohne Berücksichtigung der historischen Mächte im Judentum zerstörungssüchtig vorging, hat sie auch zum Teil die Seele der Religion ausgetrieben. Daher das beschämende Schauspiel, daß die der Reform huldigenden Juden so schön vom Judentum und seiner Mission sprechen und es dennoch in seinem Kern, in einem der zehn Gebote verletzen. Bei der überwiegenden Mehrzahl der Israeliten, auf die wir mit solch souveräner Verachtung herabblicken, existiert der verderbliche, von uns besprochene Bruch im Bewußtsein durchaus nicht; bei ihnen lebt der Sabbat wie in den schönsten Tagen seiner Jugend das kräftigste, gesündeste Leben. Sie repräsentieren noch heutzutage das Judentum in Bezug auf den Sabbat in seiner vollsten Integrität.

Machen wir es uns ein für allemal klar, daß das Gesamtbewußtsein des Judentums nur bei einem Bruchteil

Schaden gelitten, nur bei einer Minorität mit sich selbst in Widerspruch geraten ist. Wir, die Minderheit, befinden uns eben in einer exzeptionellen Lage, wenn man will, in einer unverschuldeten Notlage. Wir verletzen den Sabbat, weil die Kultur-, oder richtiger die kommerziellen Verhältnisse uns in einem gewissen Sinne dazu zwingen. Die Tausende und Zehntausende von Juden, die einst in Spanien die Zwangstaufe der Auswanderung vorzogen, waren sich ihres Treubruches im Herzen bewußt, ohne wegen dieses Zwiespalts in ihrem Innern das Judentum gefährdet zu glauben, weil sie ja wußten, daß die große Mehrheit ihrer Glaubensbrüder den Tod eher als den Abfall, das Elend der Verbannung als die ewige Heuchelei wählte. Ganz so offenherzig wollen wir es nur wiederholt eingestehen, obgleich es den geläufigen, hochtönenden Phrasen von unserer religiösen Herrlichkeit widerspricht, daß wir nur einen Bruchteil der religiösen Gesamtheit bilden, daß wir zwar den weltlich gebildetsten, aber keineswegs den religiös treuesten und in allen Beziehungen repräsentativen Teil ausmachen. Haben wir einmal dies erkannt, so werden wir uns zwar unserer Schwäche, unserer Unfähigkeit, dem Reiz des Gewinnes am Sabbattage zu widerstehen, in innerster Seele schämen, wir werden aber dieses unser Vergehen blos als die Uebertretung einzelner, höchstens als einen sittlichen Treubruch von Familien und Gruppen ansehen, und nicht länger den unversöhnlichen Gegensatz in uns zwischen Lehre und Leben als den beginnenden Zersetzungsprozeß des Gesamtbewußtseins Israels betrachten. Wir befinden uns ausnahmsweise in einem religiösen Notstand, wir müssen durch tüchtige Arbeit, durch rechtzeitiges Ausstreuen der besten Saaten bessere Zeiten für uns vorbereiten; indessen ist es heilsam zu wissen, daß viele Millionen Israeliten sich einer reichen Fülle des religiösen Lebens erfreuen.

Ohne um den Fortbestand des Judentums, seiner geschichtlichen Ideenkreise besorgt zu sein, weil wir sie in andern Ländern und bei andern Menschen geborgen wissen, müssen wir nichtsdestoweniger unermüdlich darnach ringen, unsererseits so viel vom Sabbat zu retten und zu erhalten, als nur immer möglich.

Vor allem gilt es, den Sabbat, den die M ä n n e r, die Häupter der Familien, aus Geschäftsrücksichten verletzen zu müssen glauben, wenigstens in den H ä u s e r n, wo ja kein solcher Zwang vorliegt, hoch und heilig zu halten. Die Frauen und Kinder, die ja nichts, absolut nichts verhindert, sich aller Arbeit zu enthalten und den Tag durch Gottesdienst und sonstige schöne Gebräuche zu weihen, sollten während dieser unserer Zwangslage das sittliche Ideal, die Integrität unseres religiösen Bewußtseins darstellen. Es wird dann den Mann, wenn er am Sabbat aus dem Geschäfte nach Hause kommt, der Sabbat weihevoll aus dem Verhalten seiner Frau und seiner Kinder wie in den Tagen seiner Jugend ansprechen und begrüßen. Er würde sich alsdann wie ein Soldat vorkommen, der zwar auf dem Schlachtfelde gezwungen ist, zu morden, aber, zur friedlichen Heimat auf kurzen Urlaub zurückkehrend, sich der Menschenliebe hingeben kann.

Es herrscht aber allgemein die verhängnisvolle Ansicht, daß wenn man nicht den g a n z e n Sabbat halten und haben kann, man ihn lieber g a r n i c h t beobachte und durch einzelne Kundgebungen heilige. Man hört oft die Behauptung, es sei Heuchelei, am Sabbat den Gottesdienst zu besuchen und sich nachher mit Hintansetzung des Sabbatgebotes in's Geschäft zu begeben. Welch ein Irrtum! Durch Teilnahme am Gottesdienst legt man ja wenigstens Zeugnis davon ab, daß der Sabbat seine bindende Kraft noch nicht ganz verloren, daß er noch einen Einfluß auf's Gemüt habe, daß man das Gebot seiner Heilighaltung wenigstens auf diese unvollkommene Weise anerkenne. Abgesehen von der Belehrung und Erhebung, die aus Predigt und Gebet zu schöpfen sind, übt ja das bloße Huldigen der Sabbat-Idee einen veredelnden Einfluß auf Gemüt und Seele aus. Der Zwiespalt zwischen Lehre und Praxis bleibt zwar noch bestehen, aber er reduziert sich auf die Unfähigkeit des Individuums, dem Sittengesetz in allen Punkten, dem Sabbatgebote in allen Richtungen zu gehorchen. Ein Stück Sabbat ist wahrlich b e s s e r a l s g a r k e i n e r! Kann man einen Armen nicht so reichlich unterstützen, daß man allen seinen Bedürfnissen abhilft, so darf man doch deswegen die Hand nicht ganz verschließen und jede Gabe versagen. Im Gegenteil, das kärglichste Almosen ist eine Verwirklichung der Idee der Wohlthätigkeit.

Es ist thöricht, zu behaupten, daß, weil man den Tag des Sabbats nicht nach den alten strengen Sitten feiern könne, man deswegen auch den F r e i t a g a b e n d entweihen dürfe. Wahrlich, es würde unendlich viel gewonnen sein, könnte man wenigstens dem Freitagabend seine uralte Weihe, den lieblichen Zauber seiner verklärenden Stimmung wiedergeben. Das religiöse Gefühl, der Wunsch, den Sabbat zu heiligen, würde sich auf diesen Abend konzentrieren. Dieser würde ein neuer Mittelpunkt für die Sabbatheiligung werden; der Bruch, der Widerspruch im Bewußtsein würde zu heilen anfangen und die moderne Judenheit würde das verlorene, das verloren geglaubte Paradies wiedergewonnen.

* * *

Ein altes Lied auf Freitag Nacht.

Aus dem Jüdisch-Deutschen *).

O du Schabbos, du heiliger Tag,
Du Befreier von Sorgen, von Klag und Plag,
Zieh ein zum Glück mit Freuden und Frieden
In die Häuser von deinen frommen Juden.

Dir zu lieb werden die Tische gedeckt,
Die blanken Leuchter mit Licht besteckt,
Dazu noch schöne Kleider angethan,
Jeder bemüht sich, so viel er kann.

Denn wie man setzt auf den Schabboshut,
Man bekommt schon gar einen anderen Mut,
Es fallen herab alle finsteren Sorgen,
Man kümmert sich nicht um das Uebermorgen.

Man bekommt sogar neue göttliche Kräfte,
Man redet schon nicht mehr von Wochengeschäfte,
Alle Hände an dir ruhen und rassen **),
Es wird schon ruhig in allen Gassen.

O selbst bei dem besten und teuersten Wein,
Bei keinem Ball kann man so lustig sein,
Wie bei der Mahlzeit von Freitag Nacht,
Die man zu lieb dem Schabbos Kaudesch gemacht.

Daher ziehe ein Freitag bei Zeiten
Samt beiden Engeln von beiden Seiten
Zu Jisroels frommen heiligen Gezelten,
Die da leuchten wie die Seelen von besseren Welten.

*) Aus „Die jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanon" Lief. 23. (Jüdisch-deutsche Litteratur) S. Mayer. Trier.
**) Jüdisch-deutsch für: rasten. Aus Reimnot lassen wir das Wort stehen.

Mit deinem guten Engel, der zur Rechten,
Und mit dem, der zur Linken, dem Bösen, dem Schlechten,
Der unwillig selbst doch sagen muß „Amen“
Zu Brochoh des Guten in Gottes Namen.

Daß „Hal'wai“ über acht Tag, frei von Schmerzen,
Voll Gottesfurcht, mit einem fröhlichen Herzen
Soll man dich Schabbos wieder aufnehmen mit Freuden
Und dich heilig halten bis zu deinem Scheiden.

Nun ziehe mit Glück, mit Freuden und Frieden
In die Häuser von deinen frommen Jüden;
Man wartet auf dich dort schon Stundenlang,
Um dich aufzunehmen mit Gesang und Klang.

Zur Lage der Juden in Galizien.

Von Dr. J. Niemirower.

Der alte Streit zwischen der idealistischen und materialistischen Geschichtsauffassung, zwischen der Geschichtsphilosophie und der Geschichtsökonomie macht sich in hohem Maße geltend, so bald man sich im Sinne einer ethischen Praxis fragt, ob man zur Hebung der Juden Galiziens in erster Reihe die Erleuchtung, die ihnen fehlt, in ihre Mitte tragen soll, in der Hoffnung, daß mit dem Schwinden der geistigen Nacht, die Begleit- und Folgeerscheinungen dieser Finsternis: das materielle Elend, schwinden werde, oder ob im Gegenteil mittels sozial-ökonomischer Reformen, die den Wohlstand der galizischen Juden zu fördern imstande sind, ihr Geistes- und Herzensleben auf die Bahn des Fortschrittes zu lenken sei. Armut und Unkultur sind bei unseren Glaubensgenossen im österreichischen Halbasien so eng verbunden, durch so viele Fäden verknüpft, so ineinandergewachsen, daß man nicht weiß, welche von beiden das Primäre und welche das Sekundäre sei. Ist es die herrschende wirtschaftliche Not, die den Gesichtskreis verengt und den Schritt auf den Pfaden der Kultur verlangsamt? oder ist umgekehrt die materielle Armut ein Schmerzenskind, eine traurige Konsequenz der Kulturlosigkeit der beschränkten Auffassung von Gott und Welt, Natur und Menschheit, der Unkenntnis des Weltgetriebes in seinen immensen, modernen Formen? Man kommt jedoch wohl der Wahrheit am nächsten, wenn man das Verhältnis der geistigen und der materiellen Armut zu einander in Bezug auf die Juden Galiziens parallelistisch faßt, wenn man eine Wechselwirkung zwischen denselben annimmt. Einerseits sind Aberglauben, Unwissenheit, Fortschrittsfeindlichkeit oft Folgen sozialen Jammers, Folgen einer gedrückten Stimmung, die dem Geist jeden Schwung raubt. Andererseits vermögen Leute, die sich den Offenbarungen des Zeitgeistes verschließen, auch in industriell-kommerzieller Beziehung nur schwer den Sturmschritten der Entwickelung zu folgen und im Wettkampfe der Weltkonkurrenz über diejenigen zu siegen, die mit dem Wissen des Jahrhunderts ausgerüstet sind. Es gilt daher in den galizischen Zelten Israels sowohl Altäre dem Geiste wahrer Bildung zu bauen, als auch Werkstätten praktischer Arbeit zu errichten; sowohl Tempel materiellen Fleißes als auch Heiligtümer idealen Forschens emporsteigen zu lassen. Es gilt, den Juden Galiziens sowohl den neuen Himmel, als auch die neue Erde zu zeigen, sie für die Wissenschaft im allgemeinen und die Wissenschaft des Judentums im besonderen zu begeistern und gleichzeitig mit den praktischen Errungenschaften der Neuzeit bekannt und vertraut zu machen. Dieses erhabene Ziel steckt sich auch die Philanthropie des Baron Hirsch. Gründung von Schulen, Unterstützung galizischer Jünger der neuerwachten Wissenschaft des Judentums, Anleitung und Anfeuerung zum Ackerbau ist ihr Programm. Diesem edlen Streben treten nun leider jene entgegen, denen es gilt, die Sklaven des Fanatismus, die Knechte eines verwildernden Pauperismus zu erhalten. „Weg mti dem Licht!“ rufen sie, „mit dem Lichte, das so viele in unserer Mitte geblendet, daß sie den alten Himmel nicht sehen. Ihr wollt uns die Erlösung bringen?“ sprechen sie mißtrauisch. „Ihr, die Ihr eine andere Sprache sprechet und andere Gefühle habet als wir. Ihr wollt . . . Wohlan, zeigt uns zuvor Eure Schaufäden und Gebetriemen, sagt, ob Ihr heute gebetet, und bekennet, ob Ihr an unsern Gottesmann, an unsern Wundermann, an den Rabbi glaubet — und wenn nicht, so rufen wir Euch mit dem Talmud zu: „Menschliche Biene, weder Deinen Honig, noch Deinen Stachel!“

Wie traurig diese Erscheinung, von der die „Allg. Isr. Wochenschrift“ neulich Notiz genommen, auch sei, welche religiöse Verirrung und Verwirrung sie auch verrät, sie ist dennoch psychologisch begreiflich und darum verzeihlich. Wer darum auf diese Fanatiker einen Stein werfen will, der blättere in ihrer Leidensgeschichte, und er wird den Stein fallen lassen. Denn die Geschichte der polnischen Juden Oesterreichs erzählt, daß sie Opfer ihrer Verhältnisse, Produkte einer langen Entwickelung sind, daß ein Umformen ihres Charakters mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, daß man endlich bei der Beeinflussung und Bestimmung ihrer Zukunft eine gewisse Rücksicht auf ihre Vergangenheit zu nehmen hat. Wesentlicher noch als die Kenntnis der Vergangenheit ist die Erkenntnis der Gegenwart der galizischen Juden für alle diejenigen, die ihrem Elend steuern möchten. Diesem Zwecke dient ein jüngst erschienenes Buch von einem Herrn J. Siegel, betitelt „Moderne Wohlthätigkeit“. Der Verfasser ist auch bei der Baron Hirsch-Stiftung thätig gewesen, was er aus Bescheidenheit auf dem Titelblatt, wo wir ihn als Mitglied des Israel. Humanit.-Vereins „Solidarität Bnai-B'rith in Krakau“ kennen lernen, verschweigt. Das Buch ist zu empfehlen, weil es einen Beitrag zur Lösung der Judenfrage enthält, nicht der Judenfrage nach außen hin — ein solches Werk würde ich vielleicht nicht empfehlen, weil über die Judenfrage in Beziehung zu den Nichtjuden der Jude leider nur in der antisemitischen Presse liest — sondern der Judenfrage nach innen. Die innere Frage, die Sorge um die Gestaltung der Zukunft großer Kreise unserer Glaubensbrüder ist auch entschieden bedeutsamer, als der Kampf mit den Schatten der großen Zeitbewegungen, bedeutsamer als der Kampf mit Antisem. Das gewichtigste Unheil, das der moderne Germanismus stiftet, besteht vielleicht darin, daß die eifrige Beschäftigung der Israeliten mit dem „Fluche Hamans“ ihre Aufmerksamkeit von den Fragen ablenkt, die den „Segen Mardechais“, das Wohl und Weh Hunderttausender unserer Stammesgenossen betreffen, und wenn sich Interesse zeigt für die innern Irren und Wirren der Judenheit, so erstreckt es sich zumeist nur auf die Lage der russischen Juden und nur äußerst selten auf die eigenartigen Zustände der Juden Galiziens. Und doch, um unter dem Schutze einer wohllöblichen Regierung als Vollbürger des österreichischen Staates zu gelten, haben diese die Freiheit — wie es Prof. Menger im Parlament bezeugte, das ärmste Proletariat der Welt darzustellen, mit dem weder die armen Weber im Erzgebirge noch die armen Leute in Irland verglichen werden können!

Jede Studie nun, mag sie litterarisch beschaffen sein wie immer, jede Studie, die die haarsträubenden Zustände unserer Brüder in Galizien behandelt und zur Abschaffung derselben auffordert, ist mit Dank aufzunehmen, und die Arbeit des Herrn Siegel um so mehr, als in ihr Zahlen reden, man möchte sagen Zahlen weinen, als in ihr nämlich eine interessante Statistik aller fraglichen Momente und Beziehungen enthalten ist. Die gegebenen Zahlen beweisen, daß die 772 000 jüdischen Seelen Galiziens (Volkszählung 1890) ca. 172 000 Wohlhabende, 300 000 Halb- und 300 000 Vollbettler umfassen. 300 000 Bettler und, noch schlimmer, gegen 300 000 Halbbettler! Wer die Psyche des polnischen Juden kennt, seine Verehrung des Reichen, die sich in seiner häufigen Anwendung des Talmudspruches „Rabbi ehrte die Reichen" kund giebt, seinen unbeugsamen Ahnenstolz, seinen Ehrgeiz, seine aus den Verhältnissen resultierende Verachtung der Armut, — wer die Psychologie und Ethnologie der galizischen Juden genau kennt, wird nicht nur wissen, sondern auch fühlen, was das heißt, ein polnisch-jüdischer Halbbettler zu sei; als reich zu gelten, vielleicht gar — wie es in Galizien üblich ist — als ein „Millionär mit einem Vermögen von zwanzigtausend Gulden" beneidet zu werden, und dabei in Wirklichkeit das Gespenst des öffentlichen Schnorrers stets vor Augen zu haben! Wer einen tiefen Einblick in das Seelenleben des jüdischen Galiziers gewonnen, wird sicherlich über seine Charakterfehler milde urteilen. Hätte Gustav Freytag, der in seinem berühmten Roman „Soll und Haben" die Zudringlichkeit eines galizisch-jüdischen Kaufmanns zur Zielscheibe seines Spottes macht, eine wahre Einsicht in das Innenleben eines solchen Mannes gehabt, ich bin überzeugt, er würde seine Figur, seinen Schamje Tinkeles, der sich neunzigmal täglich gern verkaufen würde, um seine von ihm heißgeliebte Familie vor Armut und Schande — was für ihn identisch ist — zu bewahren, ganz anders gestaltet haben. Denn, nach einer galizischen Wendung, sind alle zehn Prüfungen, die unser Erzvater Abraham bestanden hat, unbedeutend im Vergleiche zu dem „vielgeprüften" Leben eines solchen Menschen, dessen Leistungen eine Schöpfung aus dem Nichts, ein Säen in der Wüste sind. Weshalb Galizien für den Juden eine Wüste ist, ist wohl in dem Umstande zu suchen, daß es keinen jüdischen Bauernstand hat, so daß alle Juden auf den darniederliegenden Handel angewiesen sind — eine alte Wahrheit, die, wie es scheint, H. Siegel entdeckt zu haben glaubt.

Behufs Aenderung der geschilderten Verhältnisse schlägt Herr Siegel die Inanspruchnahme der modernen Wohlthätigkeit vor, die Organisierung, Systematisierung und Zentralisierung der Wohlthätigkeit in Galizien, das Zusammenschmelzen all der Vereine und Institute, die vom israelitischen Wohlthätigkeitssinn getragen werden, die Gründung eines allgemeinen philanthropischen Vereines zur Linderung der Not und Gesundung der Verhältnisse, zur Regulierung des Armenwesens und Aufhebung des Bettelwesens der Juden in Galizien. Ist auch die moderne Wohlthätigkeit insofern unjüdisch, insoweit sie gleich der antiken, gleich der römischen liberitas alle Sturmglocken der Oeffentlichkeit zur Selbstverherrlichung läutet, so ist sie doch kraft ihrer Vereinigung aller Rachamonus-atome zu einem leistungsfähigen Ganzen im Stande große Ziele zu erreichen. Die moderne Wohlthätigkeit soll freilich schon im moralischen Interesse der Geber die altjüdische, die Privatwohlthätigkeit nicht vernichten, die nach dem Midrasch durch ihr persönliches Wohlthun durch ihre unmittelbare Kenntnis des Lebens trauriger Seiten mehr empfangen als geben. Die private wie die öffentliche Wohlthätigkeit müssen jedoch in ihrem Wirken für die Juden Galiziens durch ernste Reformen, sozialer und geistiger Natur unterstützt werden, Reformen die an vorhandene Momente anknüpfen etwa an den Zionismus, der im österreichischen Palästina, in Galizien immer mehr erstarkt und an den Chassidismus, der dort noch immer Trium pfeierte, — Erscheinungen, auf die ich nächstens zurückkomme.

Dr. Michael Sachs
über Vorsänger und Chor.

Von Ed. Birnbaum Königsberg (Pr.).

Die alte Deutung des אי לדודי ודודי לי, welches im Akrostisch אלול*) ergiebt, läßt sich mit Eintritt dieses Monats auch auf das Verhältnis des Vorsängers zu seiner Gemeinde anwenden. Indem die noch im Mittelpunkte des jüdischen Gemeindelebens stehenden Elemente vor Eintritt der hohen Festtage den gottesdienstlichen Fragen ein lebhafteres Interesse zuzuwenden pflegen, vergessen sie auch ihren Kantor nicht, der ihnen die alten liebgewonnen herrlichen Melodien wieder in's Gedächtnis ruft. Die Lehrer jüdischer Wochenblätter erwarten daher nun diese Zeit mit einer gewissen Sicherheit irgend eine Exposition über ein liturgisches oder synagogalmusikalisches Thema. Auch ich habe mich dann zur Zeit mit einem Excurs eingefunden. Wenn ich diesmal dem großen Prediger und Gelehrten, den Berlin jemals in einer Person vereinigt besessen, das Wort über Vorsänger und Chor überlasse, so weiß der Lehrer mit mir, daß das Thema in den besten Händen ist. Nur möchte ich zur Erklärung des Ursprunges dieser trefflichen Abhandlung einige historisch gewordene Umstände dabei in Erinnerung bringen.

Schon in meinem ersten Artikel über Lewandowski (Jeschurun 1894 Nr. 8) wies ich auf die „Aktenstücke" hin, welche die „Aeltesten und Vorsteher der Judenschaft" zu Berlin vor rund 50 Jahren — den 1. September 1845 — veröffentlichten, und fügte hinzu: „zumal das dort (in den „Aktenstücken") befindliche Gutachten von Michael Sachs: „Ueber Vorsänger und Chor" von bleibendem Werte ist." Aus bestimmten Gründen habe ich meine Arbeit über Lewandowski nicht zu Ende geführt, obgleich das wissenschaftliche Material über diesen letzten hervorragenden Meister auf synagogal-musikalischem Gebiete geschlossen vor mir liegt. Vielleicht daß mein Plan, es in Gestalt einer Monographie zu verwerten, einmal Erfüllung findet. Zu diesem Material gehören, wie gesagt, auch die oben bezeichneten „Aktenstücke", die ich für heute herausgreife. Diese haben aber ihre Entstehungsgeschichte. Als nämlich im Jahre 1844 in der Gemeinde Berlin der Drang nach Reform ein so mächtiger wurde, daß sich schließlich am 10. März 1845 die „Religionsreformer" von der Hauptgemeinde lostrennten (Kalisch, Berlins jüdische Reformatoren S. 149), hatten die „Aeltesten und Vorsteher der Judenschaft" ihren neugewählten Rabbinats-Assessor und Prediger Dr. Michael Sachs unter dem 11. November aufgefordert, ein motiviertes Gutachten über einzuführende „gottesdienstliche Verbesserungen" abzugeben,

*) Dieser Aufsatz war für eine der Elulnummern bestimmt, mußte aber zurückgestellt werden. Red.

und am 2. Dezember reichte er sein, den 12. November 1844 datiertes Gutachten ein. Während die gleichfalls befragten Rabbinats-Assessoren Oettinger und Rosenstein sich gegen jede Art von Reformen ablehnend verhielten, indem sie den altrabbinischen Standpunkt nicht aufgeben zu können vermeinten, nahm Michael Sachs den vermittelnden Standpunkt ein. Zur Zeit war die Stelle eines zweiten Vorsängers noch nicht besetzt; wie aber aus den „Aktenstücken" weiter zu ersehen ist, war im Laufe des Jahres der Kantor Lichtenstein aus Stettin zum zweiten Vorsänger gewählt und „die Zusammensetzung und Einstudierung des Chores einstweilen dem in dem jetzt bestehenden Synagogenchor fungierenden Herrn Lewandowski anvertraut und zu diesem Behufe auch ein besonderer Gesang-Unterricht in der Gemeinde-Knabenschule überwiesen worden. Lewandowski war demnach erst seit 1845, und das nur „provisorisch", Chorleiter an der Synagoge und Gesanglehrer an der Gemeinde-Knabenschule, während er am Seminar seit 1840 fungierte. Daß Lewandowski nur provisorisch gewählt wurde, mag darin seinen Grund gehabt haben, daß in der engeren Kommission, die aus fünf Mitgliedern bestand, auch der Musiklehrer M. Heinemann und der Obervorsänger Ascher Lyon saßen, von denen ersterer als Dirigent in bestimmte Aussicht genommen war. (Siehe Jeschurun 1894 Nr. 172 Anm. **.) Die anderen Mitglieder der Kommission waren Dr. Sachs, J. Lehmann und K. Heymann. Die Reformfrage war schließlich eine brennende geworden, und um die hochgehende Flut der Unzufriedenheit zu beschwichtigen, die die schwankende Haltung des Vorstandes hervorgerufen — man hatte u. a. die Aeltesten und Vorsteher der Gemeinde für die Entstehung der Reformgemeinde und das Auftreten Holdheims verantwortlich gemacht — sahen sich dieselben veranlaßt, die „Aktenstücke" zu veröffentlichen, die heute ein gutes historisches Material abgeben. Die Perle in ihnen ist und bleibt das Gutachten des Dr. Michael Sachs, welches hier in seinem ganzen Wortlaute folgen möge.

* * *

Aus dem Bericht des R.-A. Dr. Sachs
vom 12. November 1844.

Ueber Vorsänger und Chor.

Der Vorsänger oder Vorbeter bildet den Mittelpunkt des jüdischen Gottesdienstes, indem er, obgleich ein jeder einzelne für sich das Gebet verrichtet, es im Namen und gleichsam im Auftrage aller laut vorträgt. Er ist es, der die einzelnen Beter zu einer Gemeinde verbindet und die Privatandacht derselben zu einer öffentlichen macht. Worin besteht denn die öffentliche Andacht? Darin, daß einer laut vorbetet und die übrigen zuhören." (Maim. Hilch. Thefilla c. VIII, 4.) „Wo die gesetzlich zu einer religiösen Gemeinde עדה erforderliche Zahl מנין von Zehn nicht vorhanden ist, fällt auch das im Gebete aus, was nur von einer Gemeinde gebetet werden soll oder eine Anwesenheit derselben voraussetzt, was eben den öffentlichen Gottesdienst zu einem solchen macht und ihn charakterisiert, — . . ., קדיש, קדושה, נשיאת כפים, ברכו. Als שליח צבור, Deputierten der Gemeinde, der gleichsam für sie das Wort nimmt und ihr Dolmetscher ist, sieht ihn das jüdische Gesetz an. Schon aus dieser Bedeutung desselben für den Gottesdienst ergiebt sich, daß die Gemeinde gegen ihn in der öffentlichen Andacht zurückzutreten und ihm den Vorderraum zu lassen habe. Da er sie darstellt, darf sie ihn nicht überschreien, nicht dasjenige vorwegnehmen, was sie erst von ihm zu hören hat, oder das für ihn Gehörige mitbeten. Daß der Nachbetende seine Stimme nicht höher erheben dürfe, als der Vorbetende, ist eine oft wiederkehrende Bestimmung, נעריצך, נקדש sind vom Vorbeter an die Gemeinde gerichtete Aufforderungen, den göttlichen Namen zu heiligen, denen sie durch die That, das קדוש, קדוש entspricht. — Insoweit der Gottesdienst im Gebete im engeren und strengeren Sinne besteht, ist der חזן Vorbeter.

Nun hat aber auch das Musikalische seinen Anteil an dem Gottesdienste. Dieser enthält Hymnisches und Lyrisches, das seinem inneren Wesen und seiner Bestimmung nach nicht in bloßer Rezitation, noch weniger in einem mechanischen geistlosen Ablesen oder Hersagen seinen angemessenen Ausdruck findet. Die Psalmen sind mit Begleitung von Instrumenten vorgetragen worden; die Pajtanim haben auf Reim und Strophe so viel Mühe verwendet, und es galt ihnen Klang und Fall ihrer Verse oft mehr, als der innere Gehalt, — sollten sie eine prosaische Rezitation beabsichtigt haben, und der ganze Aufwand rhytmischer Kunst umsonst von ihnen gemacht worden sein? Der Gesang als Erweckungsmittel religiöser Teilnahme, sowie die Aeußerung einer inneren Seelenbewegung durch den Gesang, beides ist so natürlich und sich von selbst verstehend, daß dafür erst kein weiterer Nachweis zu führen sein wird. Die Klage über Vorsänger, die dem Musikalischen, der Schaustellung ihrer Naturgaben größere Aufmerksamkeit zuwenden, als dem eigentlichen Gebete, kehrt in den ritualen Rechtsbescheiden häufig wieder, und es wird immer auf die bereits im Talmud auf solche Vorsänger gewendete Prophetenstelle: „Sie erhebt gegen mich ihre Stimme; darum hasse ich sie", zurückgekommen, — Beweis genug, daß der Gesang zu jeder Zeit sein Recht in dem öffentlichen Gottesdienste behauptete, und nur gegen das mißbräuchliche Ueberwiegen desselben Verwahrung eingelegt wurde. Dies Recht ist denn auch bis auf den heutigen Tag anerkannt — nur daß in manchen Gemeinden der künstlerischen Seite die ihr gebührende Aufmerksamkeit geworden und durch Einführung des Chors ein angemessener Vortrag der Gesangstücke erreicht worden, in andern dies unterblieben ist.

Ist nun dem Gesange in unserem Gottesdienste seine Stelle unantastbar gesichert, — ja, wird es selbst als verdienstlich hervorgehoben, daß, wer mit einer schönen Stimme begabt ist, diese zur „Verherrlichung Gottes verwende", (Jalkut Schimeoni Mischle III. nach dem Jeruschalmi), so kann nur die Frage sein, welche Ausdehnung ihm zu geben und durch welche Mittel er sich zu realisieren habe. In Rücksicht auf den ersten Punkt halten wir die von den ältesten Autoritäten angedeutete Grenze fest, daß der Gesang nicht um sein selbst willen da ist, sondern einer höheren Absicht dient, — er ist Mittel, nicht Zweck. Daher darf weder der Vorsänger den Gottesdienst dazu verwenden, sich hören zu lassen, noch auch dürfen die Gesangstücke so geartet sein, daß sie als selbständige künstlerische Kompositionen, als Tonkunstwerke, ohne Rücksicht auf Inhalt und Bestimmung, auftreten. Das Erstere ist bei der Anstellung eines חזן als maßgebend festzuhalten, für das letztere ist bereits durch vorhandene Hilfsmittel gesorgt, unter denen ich Sulzers „Schir Zion" als vorzüglich nenne, da es die hervorgebrachten altjüdischen Weisen, das sogenannte חזנות kunstrecht gestaltet hat, und die neu komponierten Piecen — für לכה דודי, יגדל, מזמור שיר ליה״ש u. s. w. — wohlklingend und angemessen sind. Da diese Sammlung bereits in einigen der größeren Gemeinden Eingang gefunden, so ist es wünschenswert, daß sie auch hier

zu Grunde gelegt werde, damit die Uebereinstimmung, die den alten Gottesdienst hielt und befestigte, auch dem neu gestalteten zu gute komme. Doch soll durch die Einführung dieser schätzbaren Melodiensammlung keineswegs der Möglichkeit neuer Komposition der Weg versperrt werden; vielleicht weckt die würdiger gestaltete Synagogen- und Gebetordnung irgend einen Begabten, der sein musikalisches Talent der Hebung und Verherrlichung der Anbetung Gottes weiht.

Als das Angemessenste in Rucksicht auf die Mittel hat sich der Chor herausgestellt, in welchem außer dem musikalischen noch, wenn ich so sagen darf, das erziehende Element für die Gemeinde in ihrem Verhalten zu dem Vorbeter und den von ihm vorgetragenen Stucken, von großer Wichtigkeit ist. — Wäre die Gemeinde durchweg musikalisch, so wäre sie der natürliche Chor; sie ist es nicht, und so muß ein künstlerisch gebildeter Chor sie vertreten, doch keineswegs so, daß er sie der Teilnahme an dem Gebete enthebt und statt ihrer betet. Sie schließt sich in leiser Andacht dem von jenem Gesprochenen an, so z. B. bei קדוש קדוש שמע ישראל, in dem Antiphanin des הלל. Das ist nicht blos für den Anstand und ganze Haltung des Gottesdienstes wichtig, sondern auch in sofern, als es ihn vereinfacht und kürzt. Wen z. B. gegenwärtig der חזן die Worte וקרא זה אל זה ואמר gesprochen, schreit die Gemeinde ihr dreifaches קדוש das dann der Chor nochmals singend wiederholt. Da ist dieser denn ganz zwecklos und bildet ein überflüssiges Echo der Gemeinde; sie hat bereits für sich selbst gesorgt und er erscheint als unnützer Nachzügler. Ganz anders, wenn er, nachdem der חזן seine Aufforderung vollendet hat, anhebt und mit ihm die Gemeinde. Schon um diese niederhaltende, die Gemeinde beherrschende und leitende Macht üben zu können, bedarf es einer nachdrücklichen Verstärkung; je kräftiger, aushallender und eindringlicher seine Stimme und infolge deren seine Gesamtwirkung, — desto sichrer drängt er die Gemeinde aus ihrem maßlosen Schreien in die Grenzen des Anstandes zurück. Die Bestimmung, bis zu welcher Anzahl er verstärkt werden soll, fällt natürlich dem Kunstverständigen anheim. Ein verstärkter Chor erfordert aber auch einen ihn anführenden Vorsänger, dem ein reicher Stimmfond verliehen ist, und der diesen geschickt und kunstgerecht zu verwalten weiß, was ich für den Fall einer eintretenden Anstellung besonderer Berücksichtigung empfehle. Eine schöne kraftvolle Stimme und eine gehörige musikalische Bildung sind außer den anderweitigen, sich von selbst verstehenden Erfordernissen in einem חזן von wesentlicher Bedeutung. Ist ein solcher vorhanden und wird von einem gut eingeubten Chore unterstützt, so wird derjenige Teil der Gemeinde, den früher das Oede und Unerfreuliche der üblichen Gesangs- und Vortragsweise von dem Gotteshause entfernt hatte, sich wieder zum Besuche desselben angezogen fühlen. Daß dem Chore eine angemessene Stelle angewiesen werden müsse, an welcher er eben so wenig seine nächste Umgebung behelligt, als von ihr gestört oder gar gemeistert werden kann, versteht sich. Ich sehe allerdings, daß es bei der Bauart der hiesigen Synagoge kaum einen solchen Platz giebt, und doch ist es in mannigfachen Beziehungen nicht nur wünschenswert, sondern fast unerläßlich, daß für die Beamten und Fungierenden, die zunächst an der Abhaltung des Gottesdienstes beteiligt sind, ein abgesonderter Raum vorhanden sei, wie dies denn auch in Wien und Dresden bei dem Neubau, in Prag bei dem Umbau der Synagoge gefühlt und in angemessener Weise berücksichtigt worden ist.

Vom tunesischen Judentum.

Von Dr. Erich Freund.

(Aus dem „Berliner Börsen-Courier".

Tunis, im Juli.

(Schluß).

Während unseres Rundganges war Unterrichtszeit, und ich konnte mich von dem guten Aussehen und der Sauberkeit der Schüler, ihrer frischen, intelligenten Art, zu antworten, selbst überzeugen. In Geschichte und Geographie gab es durchweg tadellose Antworten. Sogar in Deutschlands Geographie zeigte sich eine höhere Klasse vortrefflich beschlagen. Hier sah ich auch Aufsätze über schwierige, meist historische Themate, die stilistisch, wie orthographisch fehlerlos waren. Wenn man bedenkt, daß das Französische den tunesischen Kindern im Grunde eine fremde Sprache ist, so ist das hier Erreichte als ganz außerordentlich zu rühmen. In der Mädchenschule entwickelte sich das Frage- und Antwort-Spiel weniger im gewohnten Geleise, denn die jungen Damen bewiesen dem unerwarteten Besuche so viel Neugier, daß die Aufmerksamkeit ganz erheblich darunter litt. Auch die hier vorgelegten Hefte wiesen häufigere, orthographische Mängel auf. Doch soll auch außerhalb Tunis die Orthographie nicht die stärkste Seite der weiblichen Bildung sein.

Ich verließ die Anstalt mit herzlichem Dank für Herrn Parienti und mit hohem Respekt vor dem schönen, humanen Kulturwerke, das die Opferwilligkeit der Allianz und der beharrliche, zielbewußte Eifer der Lehrkräfte auf diesem schwierigen Boden errichtet haben.

Wrnige Tage später hatte ich Gelegenheit, zur rechten Kontrastwirkung einen Blick in die fremde Welt des orthodoxen tunesischen Judentums zu thun. Durch Vermittelung des Hotelführers, der in seinen Mußestunden übrigens „Kollege" des Herrn Parienti, nämlich Vorsteher einer kleinen Rabbinatsschule ist, erhielt ich Zutritt zu einer jüdischen Hochzeit. Die Sitten und Gebräuche ähneln in mancher Hinsicht stark den arabischen, wie denn auch die Stellung der jüdisch-tunesischen Frau sich um Weniges über das Niveau des Haremdaseins erhebt. Selbst die Vielweiberei soll unter den hiesigen Juden noch vorkommen. Herr Parienti verneint dies zwar und giebt blos einen außerordentlichen Leichtsinn im Scheiden und Wiederverheiraten zu, von anderer Seite aber wurde versichert, daß eine Reihe von Haushaltungen mit mehreren Herrscherinnen besetzt seien, von denen freilich nur die Erste völlige Legitimitätsrechte habe.

Der traditionelle Hochzeitstag ist der Mittwoch, die Zeit für den Beginn der Zeremonie der späte Nachmittag. Gegen 5 Uhr ist der Zugang zur Synagoge, die im Souterrain eines unscheinbaren Hauses liegt, mit Kindern und Bettlern reich besetzt. Aus den Gitterfenstern und von den flachen Dächern der benachbarten Häuser sehen unzählige, grellbunt gekleidete Mädchen, darunter reizende Typen, auf die Straße hinab. Der Hochzeitszug des Bräutigams läßt nicht lange auf sich warten. Ihm schreitet eine Schar von Knaben voraus, die unter der Aegide eines blinden Kantors einen mißtönenden Gesang vollführen. Der Bräutigam, ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit martialisch aufgedrehtem Schnurrbart, hat tadellosen schwarzen Salonanzug, Gehrock und runden Hut angelegt. Seine Freunde und Verwandte tragen sich dagegen höchst zwanglos. Einige sind nach europäischer Manier, die meisten orientalisch gekleidet.

Das Innere der Synagoge, der größten, die Tunis

besitzt, bietet in seiner Schmucklosigkeit wenig Besonderes. Es ist ein niederer, ziemlich beschränkter Raum. In der Mitte steht die Kanzel, ringsherum in regellosem Durcheinander ziehen sich Holzbänke, die mit Matten belegt sind. Die Frauen besuchen hier die Synagoge nicht, bedürfen also auch keines besonderen Platzes für sich. Die Zeremonie ist rasch erledigt. Der Rabbi psalmodiert einige Gebete, die von der Gemeinde wiederholt und durch Wippen mit den Füßen begleitet werden. Unterdessen gehen Bettler von Bank zu Bank und suchen die Gelegenheit zu nützen. Die kleinen Sänger von vorhin treiben in einem Winkel Unfug. Mein Führer fühlt den Schuldirektor in sich erwachen. Er kneift den Hauptrádelführer in die Ohren und verspricht den Uebrigen eine Bastonnade, wofür jede Rabbinatsschule eine besondere Maschinerie besitzt. Kurz, es geht nicht übermäßig andächtig zu im tunesischen Gotteshause.

Nach erledigter Andacht begiebt sich der Zug zum Hause der Braut. Der kleine Hof, sauber mit blau-weißen Majolikaplatten gepflastert, wird von der Gefolgschaft des Bräutigams eingenommen, an den engen Gitterfenstern der Wohnräume pressen sich Verwandtschaft und Freundinnen der Braut und über die hohe Hofmauer hinweg schauen neugierige Nachbarinnen, von denen man nur die Köpfe sieht, die sich scharf gegen den tiefblauen Himmel abheben. Ein seltsames Bild von verwirrender Farbenfülle!

Die Brautführer verschwinden über eine halsbrecherische, schmale Stiege im Innern des Hauses. Der Eine kehrt alsbald mit einer Stange wieder, auf der eine riesige weiße Hand, mit Fackeln statt der Finger, befestigt ist. Nach einigen Minuten erscheint, von Vater, Mutter und Verwandten geleitet, die 16jährige Braut. Es ist keine Kleinigkeit, das junge Mädchen ungefährdet die steile Treppe herunterzubringen, denn die Verlobte ist von einer unglaublichen Korpulenz. Bei ihrem Erscheinen bricht alles in den gellenden, nervenzerreißenden Ruf: „Girigirigi" aus. Dieses im Verlauf der Zeremonie fortwährend wiederholte Zauberwort bietet nämlich ganz vortreffliche Garantien für den glücklichen Verlauf der Ehe. Man befördert die Braut mühsam durch das Gewühl des Hofes, setzt sie auf einen Stuhl und lehnt sie an die Mauer. Der Bräutigam stellt sich neben sie. Die Braut trägt ein orientalisches, reiches Gewand aus himmelblauem Atlas, dicht mit Gold besetzt; von der hohen, zuckerhutförmigen Haube hängen kostbare Münzen herab, die unförmigen, mit Hennah rot gefärbten Finger sind mit Ringen besteckt. Ein langer, weißer Schleier verhüllt das Gesicht nur wenig. Die Züge sind regelmäßig, aber schlaff, aufgequollen und apathisch. Wie das junge Mädchen, ohne sich zu rühren, dasitzt, als ob die ganze Sache sie gar nichts anginge! Die Fackeln werfen phantastische Lichter über ihre goldstrotzenden Kleider, sie gleicht einem exotischen Götzenbilde auf ein Haar.

Die dumpfe Apathie der Verlobten ist übrigens kein Wunder Ganz nach mohamedanischen Begriffen gilt auch den tunesischen Juden die dickste Braut für die schönste. Darum werden die unglücklichen Geschöpfe vom Momente ihrer Verlobung an regelrecht genudelt. Sie dürfen keine Bewegung mehr machen, müssen Unmengen von Kouß-Kouß essen, eine mit gepfeffertem, durstreizendem Fleisch gefüllte Mehlspeise, und so schwellen die armen Wesen in wenigen Monaten oft zu dem Doppelten und Dreifachen ihres bisherigen Umfang auf.

Der Rabbi spricht nunmehr den Segen über das Paar, der Bräutigam steckt einen Ring an die fleischige Hand der Erkorenen, beide nippen an einem Glase Rotwein, das dann zu Boden geworfen wird, und die religiöse Feier ist zu Ende. Die Herrenwelt beginnt sich um die Weinreste in der für das Ehepaar benutzten Flasche zu raufen, da der Aberglaube diesem Wein eine besonders glückbringende Kraft zuspricht. Dann wird die Braut in ihre Gemächer zurückgeführt, denn erst am nächsten Morgen, zu Beginn der zweitägigen, festlichen Schmauserei, betritt sie ihr künftiges Heim.

Schon in der Frühe beginnt das Gelage. Die Tafel ist schmucklos, aber mit Speisen in verschwenderischem Maße überladen. Das oben geschilderte Nationalgericht Kouß-Kouß bildet auch hier die pièce de resistance. Getrunken wird hauptsächlich Schnaps, besonders ein in Tunis fabrizierter süßlich-scharfer Anisette. Mehrere Gäste berauschen sich schnell, indem sie die diversen Schnäpse mischen. Für die Unterhaltung sorgt ein einheimisches Tänzerinnen- und Sängerinnen-Korps, das, so oft es gewünscht wird, seine Künste zum Besten giebt. Toaste, die Schrecken der europäischen Hochzeitstafeln, kennt man hier zum Glücke nicht. Wer das Bedürfnis fühlt, seinen überquellenden Gefühlen für die Verehelichten Luft zu machen, der geht hin und küßt das Paar auf die Wangen.

Schon dachte ich an einen geordneten Rückzug vor den immer neu anstürmenden Massen von Speisen und Getränken, als sich mir ein Brautführer mit geheimnisvoller Miene nähert und mir mitteilt, daß mir als dem Ehrengaste mit zwei anderen Honoratioren die Ehre zugedacht worden sei, der Braut bei ihrem demnächstigen Toilettewechsel — sie trägt während der Festesdauer sieben verschiedene Kostümes — zu helfen. Ein Blick auf die in ihren Strapazen lieblich schwitzende Dame, und ich erkläre mich sehr geehrt von dieser besonderen Gunst, aber ich wäre ein wenig unwohl und müßte mich auf kurze Zeit entfernen. So bleibt der Toilettewechsel bis zu Ihrer Rückkehr, meint höflich der junge Mann. Ich aber ergreife schleunigst die Flucht und hoffe nur, daß man nicht bis zum heutigen Tage auf meine Rückkunft wartet.

Biographische Bausteine.

— **Dr. Seligmann Baer.** Am 7. Tischri (25. September) wird Dr. Seligmann Baer in Biebrich a. Rh. das Alter von 70 Jahren erreicht haben. Wenn seine Gemeinde ihn als ihren Lehrer beglückwünschen wird, so haben dies auch in den weitesten Kreisen, in denen die jüdische Wissenschaft noch ihre Vertreter findet, auch alle diejenigen zu thun, welche in Dr. Baer die erste zeitgenössische Autorität auf dem Gebiete der Masorah anerkennen. Allerdings ist gerade dieses jüdische Wissensgebiet am meisten unangebaut geblieben — und nicht allein in der Gegenwart, sondern auch in früherer Zeit. Diese Vernachlässigung der Masorah[1]) hat sich bitter gerächt. Die allererste Zusammenstellung für den Druck ihres Materials haben wir aus den Händen eines Apostaten entgegennehmen müssen. Jacob b. Chajim, der um 1520 aus Tunis nach Venedig kam, besorgte die Korrektur der rabbinischen Bibel v. J. 1525, für welche er seine nach handschriftlichen Aufzeichnungen bearbeitete Masorah nebst

[1]) Ein eklatantes Beispiel hierfür biete ich nächstens in ausführlicher Weise.

einer Einleitung lieferte. Bei der Herausgabe des Talmuds beschäftigte ihn noch Bomberg mit der Korrektur; aber schon in der Justinianischen Ausgabe des Talmuds am Ende der Ordnung Taharoth wird er als Christ erwähnt,[2]) und diese Angabe wird von Elia Bachur in der zweiten Vorrede zu seinem מסרת המסרת bestätigt, indem er von ihm schreibt: „früher, in Israel, hieß er Jakob.“[3]) In meinen Vorlesungen habe ich auf einige Stellen hingewiesen, in denen Jacob b. Chajim von seiner Christologie beeinflußt war. Nach ihm erstanden noch bedeutende Kenner der Masorah, wie der bereits genannte Elia Bachur, ferner Salomo Norzi, Verfasser des klassischen Werkes מנחת שי, welches englische Christen, Freunde des überlieferten Schrifttextes, übersetzen wollten, und Lonsano, Verfasser des bereits selten gewordenen אור תורה. In unserem Jahrhundert, das auf diesem Gebiete Wolf Heidenheim und Sal. Frensdorff — dessen „Handbuch der Masorah“ leider ein Torso geblieben ist — als Autoritäten aufzuweisen hat, war es wiederum ein von Juden herstammender christlicher Gelehrter, der die Schrift-Masorah nach Handschriften neu herausgab. Dieses aus drei Bänden in groß Folio bestehende Riesenwerk ist von Dr. Christian Ginsburg hergestellt und in der kleinen Auflage von 250 Exemplaren (jedes für den Preis von 15 Pfund Sterling käuflich) gedruckt worden. In der That konnte nur in England ein solches Werk, für das Lord Beaconsfield allein viele Tausende beisteuerte, geschaffen werden. Und wir sollen auch dieses Mal ruhig mitansehen können, wie gerade in unserer Zeit, in der man nach langem Anstürmen gegen den überlieferten Schrifttext, wieder besonnener wird, zu diesem zurückzukehren, zum zweiten Male von nichtjüdischer Hand die Schätze der Masorah an's Tageslicht gezogen werden, und zudem noch zu einem Preise, der die allgemeine Anschaffung ganz unmöglich macht! Nun, der Jubilar, von dem diese Zeilen sprechen, ist die einzige jüdische Autoriät der Gegenwart, welche die masoretische Wissenschaft beherrscht. Was er bereits hierfür geleistet hat, zum Teil in Gemeinschaft mit Franz Delitzsch, ist den Fachmännern rühmlichst bekannt. Noch aber ist sein Werk der Masorah, dem er seine ganze Geisteskraft gewidmet, ungedruckt, weil die Kosten des Druckes, die etwa 2000 M. betragen würden, fehlen. Ich sprach bereits oben von Schätzen der Masorah; allerdings es sind solche, die nicht meßbar und nicht wägbar, aber von hohem Werte sind. Die Masorah bildet, wie bereits jener Weise der Mischna lehrt, einen Zaun um die Thora. Daher wohlan, ehren wir den Meister wie sein Werk. Sollten sich nicht unter den Reichen und Begüterten eine genügende Anzahl von Männern finden, welche die erforderliche Summe durch einzelne Beiträge aufzubringen geneigt wären? Gewiß, man hat doch für so viele Zwecke Gelder bereit und sie werden für das Hochheiligste in unserer Wissenschaft sicher nicht fehlen. Hoffentlich bedarf es nur dieser Anregung, welche um so eher in die Wirklichkeit umgesetzt werden dürfte, wenn ich hinzufüge, daß der von mir geleitete Verein Mekize-Nirdamim die Drucklegung besorgen würde. Hierdurch könnte der zweifache Zweck erreicht werden: das Masorah-Werk zu einem billigen Preise abgeben und so weiteren Kreisen zugeführt werden; zugleich aber dürfte noch ein Fond sich ergeben, um dem Jubilar an seinem Lebensabend eine Freude zu bereiten.

Dr. A. Berliner.

[2]) Ich kopiere aus dem Exemplar in meinem Besitze: ואלה הם דברי המגיה הראשון שהיה שמו לפנים בישראל יעקב בר חיים.

[3]) היה שמו לפנים בישראל נקרא יעקב תהי נשמתו צרורה בצרור נקיב. Die letzten zwei Wörter (biblisch in Chaggai 1,6) hat Nagel (bei Semmler S. 39) falsch übersetzt und sich lächerlich gemacht:

Qui dudum vocatus est
In Israele Jacobus
Sit anima eius addita
fasciculo celebri!

Feuilleton.

Nathanaja.

Novelle aus biblischer Zeit.

Von Dr. Karl Weil.

Unter der Regierung des Königs Hiskijahu wohnte zu Engedi eine Witwe mit ihrer Tochter. Ihr Mann hatte ihr bei seinem Tode einen kleinen Acker hinterlassen, von dessen Ertrag sie nur kümmerlich hätten leben können, wäre er nicht durch den Fleiß ihrer Hände bedeutend vermehrt worden. Vor der Sonne noch stand sie auf, zündete die Lampe, weckte die Sklavin, ermunterte die Tochter. Dann giebt sie den Knechten Speise mit aufs Feld, nimmt Nathanaja, ihre Tochter, an der Hand, geht hinaus mit ihr in den Garten, und nun wenden sie beide ihr Angesicht nach Mitternacht, dahin, wo Gottes Tempel stand, beten in inbrünstigem Flehen ein Lied Davids, oder einen Gesang der Söhne Koras, oder was das eigene Herz ihnen eingab. Waren sie zurückgekehrt ins Haus, da schnurrte der Spinnrocken im eisernen Ringe, und die Linke des Mädchens war beschäftigt, den Faden des wolligen Flachses zu ziehen, die Rechte, ihn zu winden auf das spitzige Stäbchen vom Holze der Zeder; die Mutter aber stand vor dem hohen Webestuhl, warf mit geschäftigen Händen das fliegende Schifflein durch die gedrängten Fäden der Kameelhaare, vermischt mit der Wolle der Schafe; denn das Gewebe war bestimmt zum Verkauf an sidonische Handelsleute. Dabei würzten sie die Arbeit mit lieblichen Gesprächen. Die Mutter sprach von den Thaten des Ewigen, wie er sich Israel, sein Volk, auserseben habe aus allen Heiden, wie er es behüte, gleich wie der Adler seine Jungen bewacht; daß er königlich throne in Israel, in Jerusalem, seiner heiligen Stadt, erzählte dann, und wiederholte es gar oft, von der herrlichen Pracht im Tempel Gottes; denn ihr Mann hatte sie einstmals mitgenommen, als er zum Passahfeste hingegangen gen Jerusalem. „Denn drei Mal im Jahre, so wie es geboten ist durch Moses, den göttlichen Mann“, sagte sie, „ging er hin zur heiligen Stadt, am Passah-, am Wochen- und am Hüttenfeste, brachte Opfer dar dem Herrn; nie ging er leer dahin. Wohlgeneigt waren ihm auch die Priester, die da dienen im Tempel; denn du weißt wohl, mein Töchterchen, daß der köstliche Balsam, der gebraucht wird zum Salböl der heiligen Priester, nur bei uns wächst, hier zu Engedi und in der Gegend, wo Jericho stand, das aber darnieder liegt, belegt mit dem Fluche Josuas. Den Balsambaum aber, den brachte die Königin von Saba mit zum Geschenk dem weisen König Salomo, der alle Dinge der Erde kannte, von der Zeder bis zum Isop. Er aber schenkte die Bäume den Einwohnern zu Engedi, die er vor andern liebte, und pflanzte sie auch dort auf seinen Gütern bei Jericho; sonst aber wird der köstliche Baum nirgends gefunden, weder in Israel noch in

Juda. Und das köstlichste, das von selbst träufelt von den Aesten des Baumes, das sammelte mein Herr sorgfältig, verkaufte es nicht den Sidoniern, wie den Saft, der aus den Einschnitten quillt, sondern er brachte es dar dem Herrn Jahr für Jahr, auf daß die Heiden sich nicht rühmen möchten mit dem Salböl, bestimmt für das Haupt des gottgeweihten Priesters."

Gar oft kam sie auf diesen Gegenstand zurück, so daß dem Mädchen das Herz am Ende schwer ward, und es gar sich sehnte, auch einmal zu schauen das Haus, wo der Ewige thronte auf den Flügeln der Cherubin, und so tiefe Ehrfurcht vor dem heiligen Propheten Gottes sie im Herzen trug, so herzlich sie auch wünschte, das Antlitz eines gotterwählten Sehers zu schauen, so lauschte doch ihr Ohr noch aufmerksamer, freudiger schlug ihr das Herz, wenn sie hörte, daß der Herrscher in Israel, der Herr des Weltalls, es nicht verschmäht hatte, mit seiner heiligen Prophetenweihe auch hie und da ein schwaches Weib zu begnadigen. Gar oft wiederholte sie bei der Arbeit den Siegesgesang der Prophetin Deborah, oder ergriff nach vollbrachtem Tagewerk die Aduse und sang dem Ewigen mit tönender Stimme.

So wuchs Nathanaja heran, wohl unterrichtet in häuslichen Arbeiten, gestärkt durch die Lehre des Herrn, die das Herz erfreut, blühend wie die Rose am Fuß des Hermon, wie die Zeder auf Libanons Höhen. Von ihr konnte man mit dem königlichen Sänger sagen:

Wie schön bist du, Schäferin, wie schön!
Deine Augen, Täubchen zwischen deinen Locken;
Dein Haar wie Gemsenhaare, dort auf Gileads Berge.
Deine Zähnereihen, Lämmer aus der Schwemme,
Zwei und zwei gepaart, auch nicht Eines fehlet;
Purpurn deine Lippen, lieblich deine Stimme;
Wie an dunklen Felsen die Granaten schimmern,
Schimmern deine Wangen durch der Locken Pracht;
Wie schön in den Sandalen schreiten deine Füße,
Es sind die schlanken Hüften dem Rehe zu vergleichen.
Von Elfenbein ein Thürmchen, glänzt deines Halses Weiße;
Es prangt darauf das Köpfchen, so wie Libanons Feste,
Die gen Damaskus schaut!

Doch Nathanaja kannte ihre Schönheit nicht, würde sie auch nicht geachtet haben, wenn sie sie gekannt hätte, denn wohl wußte sie, was der Sänger gleichfalls sagt: „Anmut ist trügerisch, Schönheit vergänglich, doch ein tugendhaft Weib rühmenswert!"

Es wohnte aber dicht neben der frommen Witwe und ihrer schönen Tochter ein gar armer, schwer bedrängter Mann, Benoni genannt, der hatte fünf kleine Kinder, aber keine Mutter war da, sie zu versorgen, denn der Ewige hatte sie zu sich genommen. Der Mann ward arm und immer ärmer, der Gram warf ihn auf's Krankenlager; er verpfändete seinen Acker, sein Haus; Fremde liehen ihm, und als er nicht zahlen konnte, kam der hartherzige Gläubiger und nahm ihn zum Knecht. Da kam nun herbei das große Jubeljahr, und Herolde durchzogen das Land und verkündeten in allen Straßen Freiheit des Ewigen dem Volke. Gelöst war nun das Band, das den Sklaven an den Herrn, die Magd an die Gebieterin knüpfte; nun gehörte wieder dem Armen der Acker, den er verkauft, die Wiese, die er verpfändet hatte. Da gab es weder reich noch arm, gleich war nun wieder das Land geteilt, jeder jetzt ein freier Mann auf seinem eigenen Erbe. Der Sklave, der gestern noch diente im Staube, heute sitzt er in der Versammlung des Volkes dicht neben seinem Herrn, die Sklavin, die gestern den Riemen der Sandalen löste, heute ist sie wieder eine glückliche Mutter, glücklich durch Jehovahs Willen.

Als nun diese Segenszeit der Bedrückten und Bedrängten herbeigekommen war, da weigerte sich der Herr des Benoni, ihn ziehen zu lassen, denn es war ihm mehr um den Acker als um die Person des Dieners zu thun. Nathanaja aber, die in den Zeiten der Trübsal bei den fünf armen Kindern, als die Mutter gestorben, der Vater weggeführt worden war in Sklaverei, Mutterstelle vertreten hatte, erhob jetzt, die schwache Jungfrau, ihre Stimme vor den Aeltesten Engedis am Thore der Stadt. Aber es waren schon die Zeiten, von denen Moses sprach: „der Fremde wird zum Haupt, du aber wirst zum Schweif werden;" denn die Aeltesten Engedis wagten es nicht von dem reichen Ammoniten mit Gewalt zu erzwingen, was ihre Bitten nicht vermocht hatten. Die Klage des Mädchens wurde nicht gehört, umsonst war das Jammern der hilflosen Kinder, und der Böse trug den Sieg davon. Da sprach Nathanaja in ihrem Herzen: „Ich will vorübergehen lassen das Freiheitsjahr, denn der Frevler könnte zurückkehren von seinen Wegen. Ist es aber verflossen, und der Fremdling läßt unsern Bruder nicht ziehen, so gelobe ich hiermit dem Herrn Jehova: Ich will nicht berühren Spindel und Spule, will nicht teilnehmen an den Tänzen meiner Gespielinnen in den Palmengärten Engedis, ja ich will selbst nicht sehen das Angesicht meiner Mutter; sondern ich will mit meinen Füßen hingehen gen Jerusalem, in die heilige Stadt, nach welcher meine Sehnsucht ist, will dem König Hiskijahu das Unrecht klagen; denn ich weiß, er ist gerecht und wandelt vor Gott; er wird die Waisen nicht verlassen und die Klage der Jungfrau nicht zurückweisen. Und der Herr, der Gott Israels, wird mit meinem Munde sein, so wie er mit dem Munde der Abigail war, die klüglich den Zorn Davids besänftigte mit verständigen Worten, und wird mir verleihen den Geist des Weibes von Thekoa, daß der König meine Klage gnädig anhören möge. Auch Miriam wagte es, zu reden mit der Tochter Pharaos, und rettete dem göttlichen Bruder das Leben; ward nicht ganz Israel und Juda gerettet durch Deborah? Wie sollte ich es nicht wagen mit dem Könige zu reden, der doch von meinen Brüdern ist aus Israel und noch dazu aus meinem Stamme?'

(Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, den 17. September.

* **Berliner Nachrichten.** In der letzten Sonntagsnummer politischer Blätter sind nicht weniger als 24 — vierundzwanzig! — Privatgottesdienste für die bevorstehenden hohen Feiertage angezeigt. Für einen Psychologen ist die Abfassung dieser Anzeige von Interesse. Die Einen zeigen an: Gottesdienst an "ר״ה" da und dort, Billets bei diesem und jenem. Das ist die schlichteste Fassung, die noch lange nicht auf schlechteste Leistung der „Funktionäre" schließen läßt. Etwas anspruchsvoller treten andere auf, die „Gottesdienst mit Predigt" anzeigen, ohne ihren „Prediger" zu nennen, andere bieten gleiche religiöse Genüsse aus mit Nennung der Akteure. Doch bewegen sich diese Anzeigen noch immer im Rahmen des Anstandes, — jenes Anstandes, der der Sache würdig ist, obwohl hier kraß wie noch nie aus der Religion ein Geschäft gemacht wird. Diesen Rahmen verlassen Anzeigen, die Gottesdienste etwa wie alte Hosen an-, wie saures Bier ausbieten. An den seligen Mühlen-

damm erinnern Anzeigen, in denen versichert wird, der Kantor sei „hochmusikalisch gebildet“; den Anzeigen obskurer Tanzlokale entlehnt ist die Versicherung: „Für gute Kantoren und Prediger ist gesorgt“; jedes dieser Lokale versichert bekanntlich immer: „Für gute Speisen und Getränke ist gesorgt“. Einer dieser Unternehmer geht noch weiter. Er hat „nebbich!“ – nichts, was er anpreisen könnte. Als Vorbeter fungiert vermutlich der biedere Hausierer in eigener Person und als „Prediger“ irgend jemand, den man nicht gut als „Rabbiner“ oder „Doktor“ lancieren kann. Der Unternehmer will aber den Herrschaften, die zum Rrreinspazieren eingeladen werden, den Mund wäss'rig machen, und so zeigt er denn an:

Neu!! Gasglühlicht-Beleuchtung. Neu!!

Wenn das nicht zieht! Wir behalten uns vor, dieses Thema in einem besonderen Artikel gebührend zu beleuchten, — frei nach der Natur, ohne Gasglühlicht-Beleuchtung — können aber schon heute die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Anzeigen einen Notschrei ausstoßen, den alle Orgeln, gemischte und ungemischte Chöre in den Gemeindesynagogen nicht zu übertönen vermögen.

— Wir werden um Aufnahme folgender Zeilen ersucht: Diejenigen jüdischen Religionsgesellschaften in Preußen, welche durch die Reformen im Kultus der Gemeinde sich genötigt gesehen haben, einen eigenen Separat-Gottesdienst einzurichten, werden in ihrem eigenen Interesse ersucht, den Namen ihrer Gesellschaft wie den des ersten Vorstehers derselben dem Büreau der Israelitischen Synagogen-Gemeinde (Adas Jisroel) Gipsstr. 22 schleunigst mitzuteilen.

— Aus dem Jahresbericht der Alterversorgungsanstalt der jüdischen Gemeinde pro 1894/95 geht hervor, daß die Anstalt in diesem Jahre 188 alten und würdigen Gemeindemitgliedern eine freundliche Zufluchtsstätte geboten hat. Die Unterhaltung erforderte die Summe von 492 Mark pro Kopf. Der beabsichtigte Anbau ist durch das Legat des verstorbenen Herrn Moritz Simon ausgeführt und zum großen Teil auch besetzt worden. Der Vorstand war hierdurch in der Lage, eine größere Anzahl Hospitaliten aufzunehmen, so daß die Zahl derselben jetzt 213 beträgt. Die Einnahmen der Anstalt betrugen im Berichtsjahre 226,424,11 M., die Ausgaben 65,910,37 Mark.

— Ein „alter Antisemit“ weissagt den Untergang der antisemitischen Parteien in einer eben erschienenen Broschüre. Die Führer nennt der Verfasser, mit Ausnahme weniger Idealisten, die ihr Fell zu Markte tragen, Streber und Krippenreiter, die mit Hilfe der Politik ein vergnügliches Leben führen wollen. Wer weder schwindelt, noch ehrgeizige Streberpläne oder egoistische Geschäftszwecke verfolgt, der ist ein „Verräter der heiligen Sache“. Wenig schmeichelhaft ist auch für einzelne Führer der Antisemiten die in der Broschüre geübte Kritik. Nach derselben ist z. B. Professor Förster durch den von Berliner Antisemiten gespendeten Weihrauch in den Bannkreis des nationalistischen Größenwahns getrieben und irrt in demselben rettungslos umher. In der von ihm gegründeten Zeitung „Frei-Deutschland“ schritt der größte politische Blödsinn mit der ernsthaftesten Miene in der Welt einher. Das edle Brüderpaar Ahlwardt-Böckel hat sich nach dem antisemitischen Verfasser lediglich zusammengefunden, um das Geschäft der politischen Krippenreiterei in Kompagnie zu betreiben. Der „alte Antisemit“ schließt seine Broschüre mit den Worten: „Der in politische Parteien und Cliquen zersplitterte und den Strebergelüsten oder Geschäftsinteressen einzelner sogenannter „Volksführer“ dienende Antisemitismus ist zu einem Schädling in unserem nationalen Leben geworden.“ Verfasser der Brochüre ist, wie der „Vorwärts“ verraten kann, der verflossene Redakteur der verflossenen „Neuen Deutschen Zeitung“, Erwin Bauer, seine Angaben sind aber dennoch wahr.

* **Juden im Heere.** Das hiesige Komité zur Abwehr des Antisemitismus hat eine Liste der im deutsch-französischen Kriege infolge ihrer Tapferkeit ausgezeichneten Juden angelegt. Die Liste ist noch lange nicht abgeschlossen, aber schon jetzt können folgende interessante Daten registriert werden: Das Eiserne Kreuz wurde verliehen: an 50 Aerzte, 7 Offiziere (vom Hauptmann abwärts), 4 Feldwebel, 5 Vizefeldwebel, 1 Vizewachtmeister, 25 Unteroffiziere, 5 Gefreite, 187 Gemeine und 1 Feld-Telegraphen-Inspektor. Andere höhere Auszeichnungen erhielten: 14 Aerzte, 3 Offiziere, 4 Unteroffiziere, 51 Gemeine. - Einige Krieger erhielten neben dem Eisernen Kreuz noch sonstige hohe Orden. Die vom Komité veröffentlichten genauen Namen der Dekorierten können wir wegen Raummangels nicht wiedergeben; sie sind auch ganz nebensächlich. Die Hauptsache ist die Thatsache, daß die Juden in dem letzten Kriege mit gleicher Selbstverleugnung, gleichem Mut und gleicher Tapferkeit gefochten haben, wie ihre christlichen Kameraden, und diese Thatsache ist durch obige Zahlen festgestellt.

*r **Aus Rußland.** Der Stadtrat in Odessa hat beschlossen, zur Erinnerung an die Thronbesteigung des Zaren Nikolaus II. eine Handwerkerkolonie für die Kinder armer griechisch-katholischer Eltern zu gründen. Eine mit der Ausarbeitung der Statuten betraute Kommission hat sämtliche in Odessa bestehende ähnliche Kolonien inspiziert, um deren Einrichtungen sich zum Vorbilde zu nehmen. Die Kommission hat nun ihre Inspizierungsmission beendigt und dem Stadtrate den Vorschlag gemacht, die geplante Handwerkerkolonie für Christenkinder nach dem Muster der in Odessa bestehenden jüdischen Handwerkerkolonie zu errichten, weil „die jüdische Handwerkerkolonie in Odessa auf der Höhe ihrer Aufgabe steht.“ Und doch bestehen in Odessa zwei nichtjüdische Handwerkerkolonien, die von der Kommission ebenfalls besichtigt, aber der Erwähnung nicht würdig befunden wurden!

— Wie erinnerlich, hatte der Erzbischof von Warschau sämtlichen ihm unterstehenden Diözesen untersagt, den Bau von Kirchen oder Wohnhäusern, die für Geistliche bestimmt sind, jüdischen Unternehmern zu übergeben. Der Vorstand der Eparchie von Wolhynien jedoch schenkte der Verfügung des Erzbischofs kein Gehör. Deswegen zur Rechenschaft gezogen, erklärte der Priester aus Wolhynien wörtlich: „Seit fünfundzwanzig Jahren beschäftige ich Juden beim Bau der Kirchen in der mir anvertrauten Eparchie, und niemals hatte ich dies zu bereuen. Mit einer Gewissenhaftigkeit, die ich bei den othodoxen Bauunternehmern leider nicht gefunden, führten die Juden meine Aufträge aus. Zudem zahlte ich den Juden weit billigere Preise, als die Orthodoxen von mir verlangten. Die jüdischen Arbeiter sind immer fleißig und vor allem immer nüchtern, was ich von den orthodoxen Arbeitern leider nicht behaupten kann.“ Der Erzbischof von Warschau ließ sich jedoch durch diese Rechtfertigung nicht überzeugen und entzog dem Priester die Befugnis zur Erteilung von Baukonzessionen in der Eparchie.

* **Galizische Finsternis.** Wir lesen in der „Neuzeit“: Die „Institution“ der Wunderrabbi's und mit ihr

der geistige Verfall des Judentums in Galizien, nimmt immer mehr überhand. Die größte talmudisch-rabbinische Autorität von ultrakonservativer Richtung, selbst eine solche, die das Glück hat, nicht durch den leisesten Anstrich profanen Wissens entstellt und entwertet worden zu sein, wird, selbst in großen Gemeinden und selbst unter Menschen von europäischer Tracht und mit europäischer Bildung, der ersten besten wunderrabbischen Pygmäe unterordnet, die „Religion der Vernunft und des Verstandes“ sinkt zu einem bloßen Betkultus herab. Die Liturgie, eigentlich das „Vorbeten“, erlangt die Wichtigkeit, deren früher das Talmudstudium sich erfreute. Ein wunderrabbischer Gaukler, der „vorzubeten“ versteht und anstatt des historischen tiefernsten Synagogengesanges Lieder der höchsten Lebensfreudigkeit singt, bezaubert die Massen, selbst die nichtchaßidischen, viel mehr als der tiefste Talmudforscher. Die Uebergangszeit, die allenthalben die besten Köpfe heranbildet und auch in Ostgalizien in den ersten Dezennien des gegenwärtigen Jahrhunderts Geschichtsforscher, Dichter, Religionsphilosophen hervorbrachte, ist längst verschwunden. Der durch sie geschaffene Drang nach jüdischer Bildung nahm sein Ende mit dem Jugendalter der diesen Bahnbrechern nachfolgenden Generation. Auch die Wunderrabbiner haben sich seit geraumer Zeit wesentlich umgewandelt, ihre Weltanschauung ist zwar dieselbe wie ehedem, aber die Kabala hat aufgehört die Grundlage ihrer Thätigkeit zu sein und ist sogar zur Inspiration und Erzeugung von Wundern nicht mehr notwendig. Mit dem ungeheueren Anwachsen ihrer Einkünfte, welches jenes der Rabbiner um das fünf- bis zehnfache übersteigt, so daß manche vom ersten Range für ihren Haushalt, an „Apanagen“ für ihre Angehörigen und zum kleinen Teil für Verpflegungen der Pilger wöchentlich mehr als tausend Gulden verbrauchen, nahmen die Einfachheit, Genügsamkeit und Selbstzufriedenheit in ihrer Lebensweise ein Ende und an Stelle derselben traten Lebensbehaglichkeit, Luxus von eigenartigem Geschmack, Genußsucht und alle mit diesem Trieben verbundenen Folgen. — Ein düsteres Bild!

* **Ein Wunder.** In dem galizischen Städtchen Sadagora, dem Sitze des Wunderrabbi Friedmann, ist am 1. dieses Monats aus den Mitteln der Baron Hirsch-Stiftung eine Volksschule eröffnet worden. Der Zudrang zu der Schule ist ganz enorm, so daß die Einrichtung eines 500 Schüler fassenden vierklassigen Schulhauses in Aussicht genommen ist. Daß die Chaßidim den Baron Hirsch-Schulen abhold sind, haben wir in einer früheren Nr. mitgeteilt, umsomehr muß der Erfolg der Schule gerade in Sadagora überraschen. Der neue Rabbi von Sadagora scheint übrigens ein großer Wundermann zu sein. Oder wäre es kein Wunder, daß kein Wunder geschehen ist, um das verhaßte Schulprojekt zu verhindern?

— Personalien. Versetzt: Herr E. Alexander von Bendorf nach Warburg; — M. Waldmann, Zögling des Berliner Lehrerseminars, nach Tilsit; — Freudenberg von Rakwitz nach Bentschen; — Blumenfeld von Stolp nach Rakwitz. — Mit der kommissarischen Verwaltung des Rabbinats in Danzig ist auf ein Jahr Herr Dr. Posner, Zögling des Breslauer Seminars, betraut worden. Ueber eine endgiltige Besetzung hat sich der Gemeindevorstand noch nicht schlüssig machen können. — Gestorben: Herr N. Jaffa, Lehrer und Kantor der altisraelitischen Gemeinde in Wiesbaden. — Am Montag ist Hr. Dr. Moritz Brasch in Leipzig gestorben.

Lose Blätter.

*h. X. wirft dem Y. vor, daß er ein wenig zu tief in's Glas schaue. „Wie sagte Y. verwundert, „Du machst mir hierüber Vorwürfe, während Du selbst ein Gläschen nicht verschmähst!“ Hierauf X.: „Weißt Du auch, warum es im Talmud immer heißt: „trunken wie Lot“, nicht aber: „trunken wie Noa“, der ja auch den Rebensaft nicht verschmähete? Die Antwort liegt sehr nahe. Noa hatte, wie ich, drei verheiratete Söhne und durfte sich in seinem Alter ein Gläschen gönnen. Wenn aber ein Lot, der, wie Du, Vater von zwei unversorgten Töchtern, an die Weinstube denkt, so verdient er eine Zurechtweisung.“

*h. Eine Frau, die sich überzeugen wollte, ob ihr stets auf Reisen befindliche Gatte täglich bete, legte die Taschentücher desselben in den Tephillin-Beutel. Als nun der Reisende an seine Frau schrieb, sie möchte ihm Taschentücher senden, antwortete diese lakonisch: „Bete, und Du wirst Taschentücher bekommen.“

*h. Ein Witwer heiratete eine Witwe aus der Fremde, die angab, zwar kein Barvermögen, dafür aber eine reiche Ausstattung, besonders einen schweren vierarmigen Sabbatleuchter zu besitzen. Bei seiner Heimfahrt mit seiner Erkorenen, erstaunte der junge Ehemann nicht wenig, im Wagen zwei wohlgenährte Knaben zu finden. „Wem gehören diese Kinder?“ erkundigte sich der Neuvermählte bei dem Kutscher.“ Das sind ja meine Kinderchen“, antwortete für diesen die junge Frau. „Wie! Du hast zwei Kinder? Warum sagtest Du's mir nicht vor der Trauung?!“ „Das ist der schwere vierarmige Sabbatleuchter, von dem ich gesprochen, denn in Ermangelung eines eigentlichen Leuchters, pflegte ich am Vorabend des Sabbats die gebotenen Lichter den Kindern in die Hände zu geben, um den vorgeschriebenen Segen sprechen zu können.“ Diese Antwort gefiel dem Gatten und er acceptierte den eigenartigen Leuchter.

Verzeichnis

derjenigen Mitglieder des israelitischen Lehrervereins für das Königreich Bayern, die durch Zahlung eines Betrages zur Vereinskasse sich von der Neujahrsgratulation entbunden haben.

M. Adler, Roth a. S. L. Anfänger, Willmars. A. Blum, Würzburg. Dr. A. Braunschweiger, Würzburg. S. Buttenwieser, Hamburg. S. Buttenwieser, Rimper. S. Dingfelder, Ansbach. L. G. Ehrenreich, Höchberg. N. Ehrenreich, Wehrda. H. Ehrmann, Friedberg. Einstädter, Mannheim. Ephraim Eisenmann, Marktbreit. S. Eisemann, Westheim b. Hammelburg. N. Eschwege, Höchberg. H. Fink, Neustadt-Gödens. S. Fränkel, Bamberg. A. Frank, Rödelsee. J. Freudenberger, Heidingsfeld. B. Fulder, Diespeck. J. Geßner, Hammelburg. S. Goldstein, Oberlauringen. H. Goldstein, Heidingsfeld. B. Gottlieb, Mellrichstadt. A. Gutmann, Trabelsdorf. M. Hammelburger, Haßfurt. L. Hecht, Neustadt a. A. H. Heumann, Colmberg. J. Hirschmann, Fischach. M. Hofmann, Rothenburg a. T. M. Hommel, Thalmässing. D. Kissinger, Ermershausen. J. Kissinger, Frankenwinheim. Kleestadt, Bamberg. J. Kurzmann, Kleinbardorf. J. Lautemann, Altenstadt. D. Lehmann, Brückenau. J. Löbenstern, Burgkunstadt. A. Mandelbaum, Würzburg. A. Manheimer, Harburg. M. Marx, Gunzenhausen. S. Maßenbacher, Niederwern. S. Mittel, Unsleben. W. Neumann, Burgpreppach. Nordhäuser, Altenkunstadt. J. Nußbaum, Altenmuhr. B. Oppenheim in Gaislingen. H. Oppenheimer, Leutershausen. M. Oppenheimer, Treuchtlingen. Plaut, Burgpreppach. A. Rau, Hirschaid. A. Rosenblatt, Egen-

hausen. H. Rose, Oberwaldbehrungen. F. Rosenstein, Bechhofen. M. Rosenberger, Burgsinn. J. Rosenthaler, Würzburg. E. Schloß, Giebelstadt. S. Schwarzenberger, Hüttenheim. S. Senger, Kleineibstadt. N. Sichel, Kleinsteinach. S. Silbermann, Zündersbach. Baruch Stern, Frankfurt a. M. S. Stern, Gochsheim. S. Stern, Miltenberg. K. Wahler, Schöllkrippen. A. J. Wechsler, Aichbach. Weichselbaum, Adelsberg. L. Weinschenk, Ellingen. E. Wertheim, Hardheim. S. Wißmann, Künzelsau. B. Wolf, Landershausen. L. Wolfram, Ebelsbach.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 20. September in allen Synagogen, Abends $6^1/_4$ Uhr.

Sonnabend, den 21. September in der alten Synagoge Morgens $8^1/_2$ Uhr, in den übrigen Synag. Morgens 9 Uhr.

Abendgottesdienst $6^3/_4$ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. $6^1/_4$ Uhr u. Abends $5^1/_2$ Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synag. Morg. $6^1/_2$ Uhr und Abends $4^1/_2$ Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung Sonntag, den 22. Sept. Vorm. 11 Uhr im Sitzungssaale Oranienburgerstr. 30.

Für die hohen Festtage ev. auch nur für den Versöhnungstag wird ein

Hilfsvorbeter

gesucht.

Der Vorstand der Synagogen-Gemeinde zu Dramburg.
M. Manasse.

Allen Kollegen, Freunden und Bekannten entbietet auf diesem Wege seine innigsten ראש השנה-Wünsche und Grüße.

Bernhard Traubenberg.

Vakanz.

Wegen Versetzung an eine staatliche Schule ist die hies. Elementarlehrerstelle, verb. mit Kantor- u. Schochetdienst **möglichst bald** zu besetzen. Anfangsgehalt 900 M., Nebeneinnahme ca. 300 M., sowie fr. Wohnung. Es ist Gelegenheit, in einer Nachbargemeinde den Religionsunterricht zu erteilen, womit ein Einkommen von 350 M. verbunden ist. — Nur unverheiratete Bewerber wollen sich mit Zeugnisabschriften an den Unterzeichneten wenden, welcher gern bereit ist, weitere Auskunft zu erteilen.

L. Braunschweiger,
Lehrer.
Ahaus, Westfalen.

Die Stelle eines

Religionslehrers und Kantors

in unserer Gemeinde ist zum 15. Januar 1896 neu zu besetzen. Die Einnahmen bestehen in einem Fixum v. M. 800–900 p. a. freier schöner Wohnung und Gelegenheit zu nicht unbedeutenden Nebeneinkünften.

Geeignete Bewerber wollen Zeugnisse und Lebenslauf an Herrn Rabb. Dr. Singer in Koblenz oder an den unterstehenden Vorstand einsenden.

Cochem a. d. Mosel.
Der Vorstand der Synagogen-Gem.
David Mayer.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.